This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

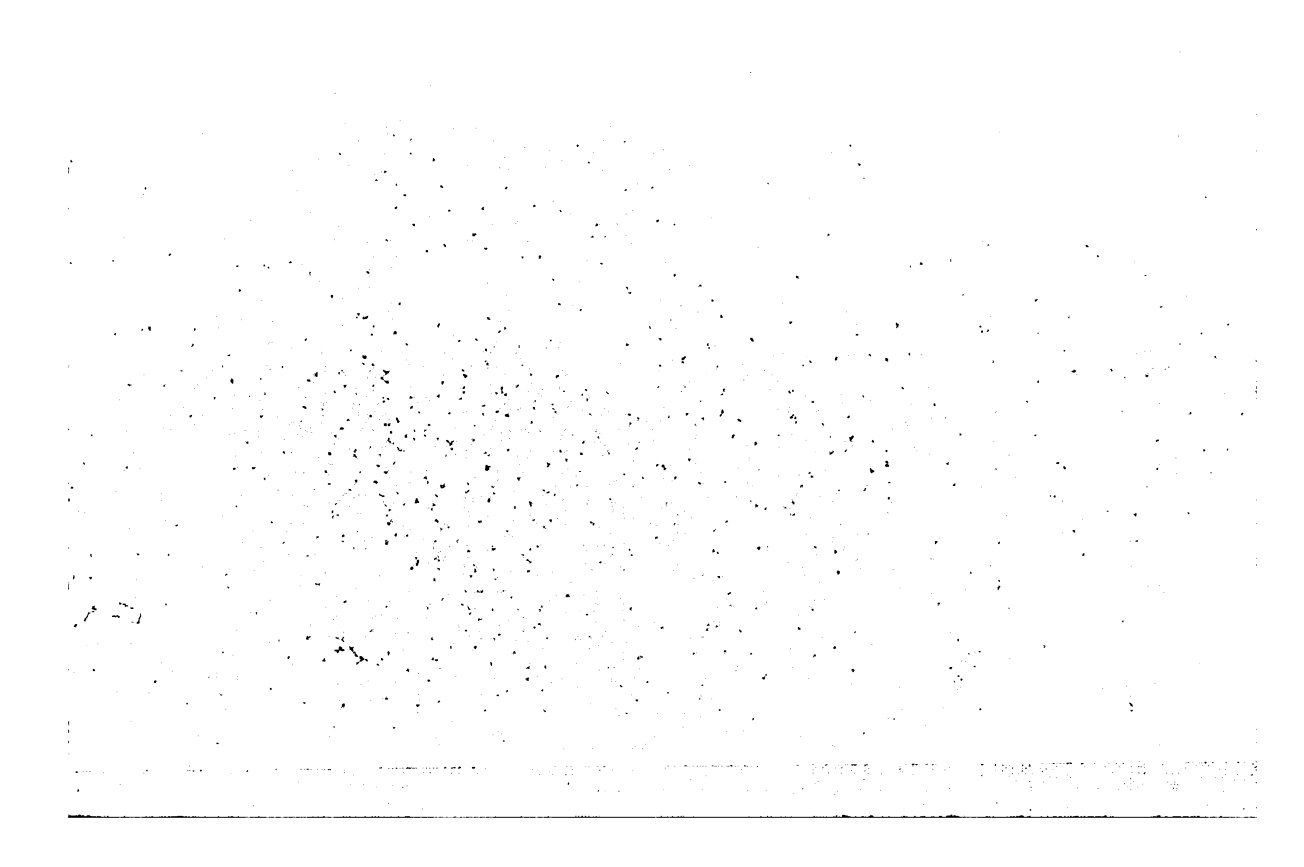
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

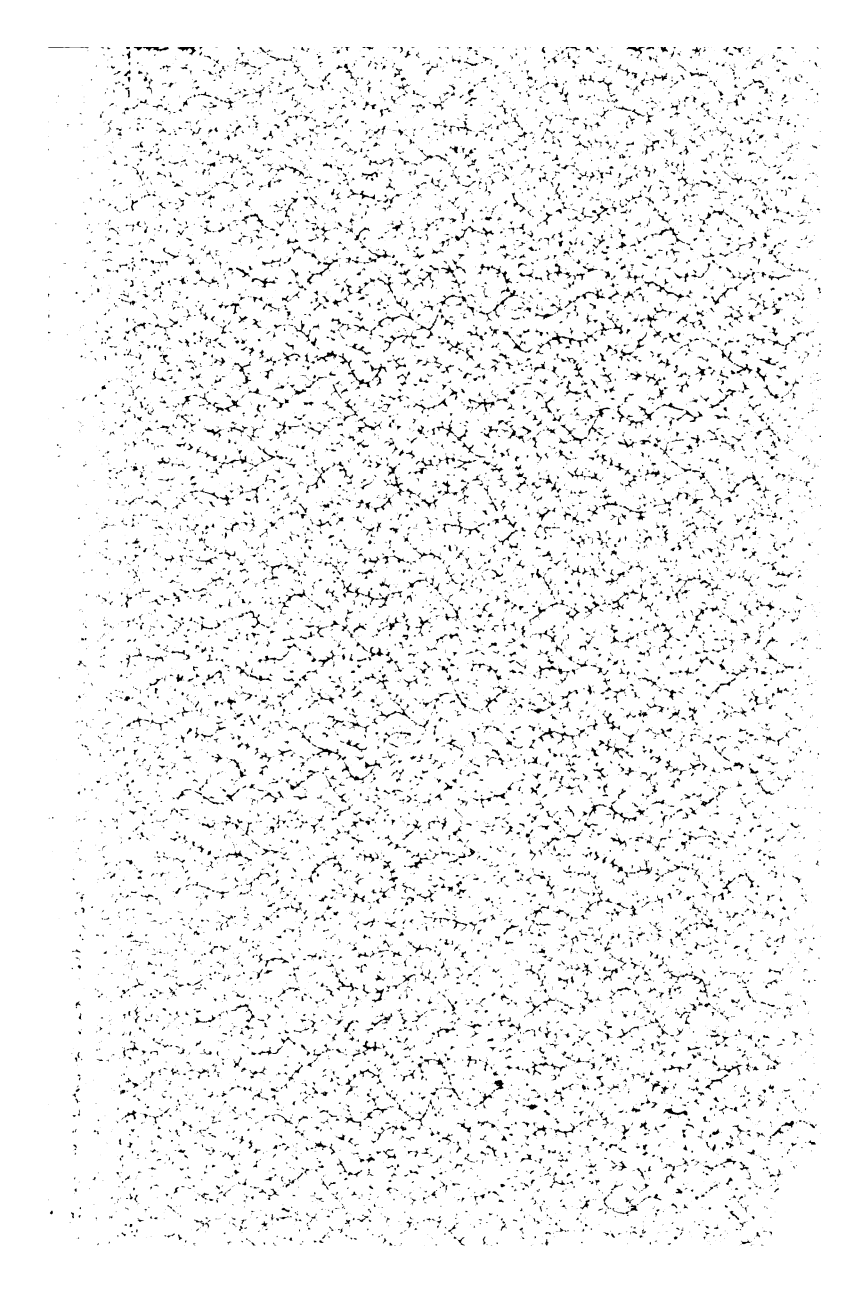
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Schöne Frauen.

Handzeichnungen

von

Elise Polko.

Motto:
„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
„Himmlische Rosen in's irdische Leben."

Erste Reihe.

Zweite Auflage.

Troppau.
Verlag von H. Kolck.
1860.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
498768
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1912 L

Inhalt.

Seite

Die Prinzessin Visconti 1

Augenzauber 31

Barbarina la Bella 75

Angelica Kaufmann 111

Aleſſandra Strozzi 131

Die Probe 149

Ein Leipziger Student 175

Ein Saltomortale 191

Das verſunkene Schloß 209

Die Prinzessin Visconti.

Motto:
„O Amor qui semper ardes.“

Wer iſt ſie, dieſe Prinzeſſin Visconti? — Wann lebte ſie? — War dies Leben ein beſonders reiches, wunderbares? — — War ſie ſchön — — geliebt? — — Dies kleine Blatt ſoll jene Fragen beantworten. —

Maria Visconti war der letzte Sproß des erlauchten Geſchlechts der Visconti zu Mailand, eine Enkelin der ſchönen Bianca Visconti, der Gattin des kühnen Francesco Sforza. — Sie tauchte zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Florenz auf. Inmitten aller Wirren einer kriegeriſch bewegten Zeit, aus den zerflatternden Rauchwolken des Scheiterhaufens jenes wunderbaren Kirchen- und Staatsreformators Savonarola, erſcheint ſie, eine ſüße Blume, ein holdſeliges Frauenbild von kaum 17 Jahren.

Ihr Oheim Filippo war es, der ſie aus den Armen ihrer Großmutter, aus dem Palazzo Visconti in Mai-

land entführte, um sie nach Florenz und in das Haus seines Freundes, des edlen Gonfaloniere Sordini, in Sicherheit zu bringen. — Er empfahl die elternlose Waise dringend der Obhut des Nobile und seiner Gemahlin und bat sie, über dies Kleinod der Visconti zu wachen wie über ein eigenes Kind, bis er sie wieder zurückverlangen werde aus ihren Händen. — Und es geschah genau nach seinen Worten. Man bewachte die junge Prinzessin so sorglich wie eine seltene Blume, die Gemahlin Sordini's ließ sie keinen Augenblick von ihrer Seite, aber nicht allein weil Filippo es befohlen, sondern weil Maria Visconti gar bald der angebetete Liebling des ganzen Hauses wurde, von dem Gonfaloniere an bis herab zu dem untersten Diener.

Niemand widerstand ja dem Blick dieser dunklen Augen, deren schwarze Wimpern sich so süß und schmachtend hoben, noch dem schmeichelnden Laut der Stimme. Maria schwebte so anmuthig durch die öden Hallen des Palastes, sie lächelte so froh, sie sang so reizend zur Laute, ihre Erscheinung glich einem Alles belebenden Sonnenstrahl. — Aller Herzen wurden ihr unterthan, und der sonst so einsame Palast Sordini sah seine weiten Räume wieder gefüllt von glänzenden Gestalten, die alle kamen, dem neu aufgehenden Gestirn zu huldigen. —

Als die junge Prinzessin nun eines Tages ihrer mütterlichen Freundin ihre erste Bitte vortrug, wie hätte diese sie abzuschlagen vermocht?

Sie redete nämlich von ihres Herzens Wunsch, ein Bildniß anfertigen zu lassen von sich, zum Trost und zur Freude der einsamen Großmutter in Mailand. — Niemand wagte es diesem Verlangen einen Widerstand entgegen zu setzen. Flehte sie doch so rührend! Die großen Augen standen dabei in hellen Thränen, die kleinen Hände waren gefalten ineinandergesunken und die reizenden Lippen berührten kosend die welke Wange der alten Dame. — Warum sollte sie dem Kinde zu all dem geheimen Kummer ihres jungen Herzens dem Fernsein von der Heimath, noch das Leid einer verneinenden Antwort bereiten? — War doch dies Verlangen kein sündlich eitles Begehren, sondern nur die kindliche Sehnsucht, eine ferne Beraubte zu trösten. Auch hatte Filipo keinerlei Verbot hinterlassen, was die Erfüllung solcher Bitte unmöglich gemacht hätte. Und so küßte denn die gute Donna ihren Liebling zärtlich auf die Stirn mit dem Versprechen, sich umzuschauen und Nachfrage zu halten nach einem geschickten und tüchtigen Meister, der solch' Bildniß auszuführen würdig befunden. Diese Worte erhöhten den Frohsinn der jungen Prinzessin und verscheuchten fast jenen Schleier sanfter Schwermuth, der trotz allen Lächelns nie von ihrer Stirne weichen wollte. — Hell auf jubelte sie, als Sordini selbst ihr nach kurzer Frist die Nachricht brachte, daß er einen tüchtigen Meister gefunden, der schon am folgenden Morgen im Oratorium des Klosters von San Marco das Bildniß beginnen wolle. Es sei nämlich, so erklärte der Gonfaloniere, ein Schüler des vielgerühmten

Cosimo Rosselli, der erst seit wenigen Monaten das Klostergelübde in San Marco abgelegt, unter dem Namen Fra Bartolomeo. — Er nannte sich früher Baccio della Porta und stammte aus Savignano in Toscana. In Florenz hatte er zuerst durch ein prachtvoll gemaltes Bildniß Savonarola's Aufsehen erregt, doch rühmte man auch seine Altarbilder und Fresken sehr. Seine Farben waren von einem Schmelz und seine Gestalten von einer Anmuth, die an die vollendetsten Schöpfungen des Leonardo da Vinci erinnerten. Fra Bartolomeo war ein Mann von etwa 36 Jahren mit einem ernsten Angesicht und großen traurigen Augen. Seine Gestalt war hoch und schlank und seine Stimme leise und sanft. — — Und es kam ein Tag, wo die Prinzessin Visconti in dem Oratorium des Klosters di San Marco erschien in Begleitung des Gonfaloniere und seiner Gemahlin. — Das Sprachgitter war hinweggeschoben und einen Sessel mit sammtenen Kissen für die Prinzessin und Tabourets für ihre Begleiter hatte man aufgestellt. Erröthend und lächelnd begrüßte sie den ernsten Mönch, der hinter der Staffelei ihrer harrte. — Neugierig betrachtete sie ihn, der mit prüfendem Blick zu ihr herüberschaute und dann schweigend die Farben auf seiner Palette zu mischen begann, hierauf aber die fein zugespitzte Kohle zur Hand nahm, um zunächst die Umrisse des wunderschönen Köpfchens auf die Holztafel zu bannen. Der Gonfaloniere und seine Gemahlin begannen halblaut zu plaudern und die jungen Nobili,

die mitgekommen waren, miſchten ſich in das Geſpräch. — Fra Bartolomeo trat bald zurück, bald zur Seite — um die beſte Stellung zu wählen, — er zeichnete und verglich ſchweigend. Sein Geſicht war ſo bleich, — es ſtand ſo viel Schmerz auf der gefurchten Stirn, man hätte meinen können, daß das Lächeln ihm für immer fremd bleiben müſſe. — Und doch lächelte er, als die Prinzeſſin ihn nach einiger Zeit ſo lieblich fragte, ob er auch nicht ermüdet ſei. — — Als die Vesperglocke tönte, legte er den Pinſel nieder und verneigte ſich tief — die Prinzeſſin und ihre Begleiter erhoben ſich, ein Novize erſchien — noch ein freundlicher Gruß, der dem Meiſter galt, das Sprachgitter ſchloß ſich und die Prinzeſſin verließ mit ihrem Gefolge das Kloſter. — — In den erſten Sitzungen ging es, nach der Meinung des jungen Mädchens, recht ſteif und langweilig zu — als der Gonfaloniere aber ſich von ſeinem hohen Gaſte für die Dauer dieſer Stunden Urlaub erbat und auch bereitwilligſt erhielt, die jungen Nobili ebenfalls wegblieben und die Dame Sordini nebſt einer tauben, alten Dienerin allein ihr Gefolge bildeten, änderte ſich die Sache. Die mütterliche Hüterin der Prinzeſſin pflegte nach der erſten Viertelſtunde in dem bequemen Seſſel, den man ihr auf den Wunſch der jungen Visconti hingeſchoben, ſanft einzuſchlafen und erſt aufzuwachen beim Klange der Vesperglocke, obgleich ſie dann niemals eingeſtand, daß ſie geſchlummert. — Da gab denn während dieſer ſüßen

Stille ein Wort das andere — — und allmälig wurden lange und tiefe Gespräche daraus, — wobei freilich Fra Bartolomeo zuweilen den Pinsel ruhen ließ und sich in Betrachtung des bezaubernden Mädchengesichts gar sehr verlor. — Und er redete von wunderbar ergreifenden Dingen, der bleiche Mönch: — von seiner eigenen verwaisten Jugend, von seinem Leben voll seltsamen Träumereien und von seiner einzigen Liebe, jener heißen, unbezwingbaren Leidenschaft für die heilige Kunst der Malerei. — Weiter erzählte er der lauschenden Hörerin, wie in dies stille Leben ein sengender Blitz geschlagen sei, nämlich die Erscheinung und Lehre des großen Märtyrers Savonarola. — O wie glänzten seine Augen, — wie rötheten sich seine Wangen, als er von ihm, dem Unvergeßlichen, redete, von seinem hinreißenden Wesen und seinen bestrickenden Worten, von seinen Leiden und gräßlichem Tode. — Wie mitleidsvoll hingen die Augen der Prinzessin an seinem Antlitz, wie sanft wußte sie zu trösten, wie klug zu fragen. Und dann erzählte sie ihm von ihrem Dasein und wie auch sie weder Vater und Mutter noch Geschwister gekannt, und von dem schönen einsamen Schlosse in Mailand und seinem Garten, und von der finstern stolzen Großmutter, die so viel weine. — — Da kam es recht oft, daß er Pinsel und Palette sinken ließ und sich auf einen Schemel setzte, um mit einem Lächeln zu ihr herüber zu sehen. — Er vergaß dann das Malen, — und noch so manches Andere, der arme Fra Bartolomeo!

— Nur wenn die Dame Sordini zufällig erwachte, dann war wieder Alles verwandelt, dann malte der Mönch mit dem bleichen Gesichte stumm und eifrig, dann richtete sich die Prinzessin empor, dann leuchtete er wieder auf der reinen Stirn jener Stolz der Visconti, den man in ganz Italien kannte, und der Meister suchte ihn festzuhalten. Das gelang ihm auch besser, als jenen entzückenden Zug von Schelmerei und Trotz, der zuweilen die Lippen des jungen Mädchens umspielte, auf die Holztafel zu bannen. — Und einmal geschah es auch, daß er zu ihr von Rom redete, von der heiligen Stadt, und von seinem theuersten Freunde, den er dort zu besuchen gedenke, sobald er ihr Bildniß vollendet. — Er erzählte ihr, daß dieser wohl der größte Maler sei, der in Italien lebe — ja vielleicht in der ganzen Welt. Auf ihre Frage nannte er ihr den Namen Rafael Sanzio da Urbino. — Mit begeisterten Worten schilderte er ihr seine Schönheit und Grazie, und sagte ihr, daß er ihn trotz seiner Jugend als seinen Meister bewundere in der Kraft der Gestaltung, der Kunst der Perspective und der Erhabenheit der Gedanken. — »Die Heiligen gaben ihm jegliche Gnade, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, — man muß ihn lieben und ehren — — und ich habe meine Seele beim ersten Blick auf ihn in seine Gefangenschaft gegeben und liebe ihn wie Nichts in der Welt!« — — So sprach Fra Bartolomeo. Und die junge Prinzessin wurde nicht müde ihm zuzuhören, und wieder und wieder zu fragen nach jenem jungen Meister

aus Rom, von dem der ernste Mönch sagte, daß er ihn liebe wie Nichts in der Welt. —

Wie das wohl sein mochte — Jemand so über Alles zu lieben, — — viel, viel mehr als man eine Großmutter und einen Oheim und die Blumen liebt. Maria Visconti mußte viel über diese Worte nachdenken.

Aber auch Fra Bartolomeo wiederholte sie sich leise, als er allein in seiner Zelle saß und hinüberschaute auf die Wipfel der Pinien, die die Gartenmauern des Palastes Sordini überragten und empfand dabei eine seltsam beklemmende Angst, als ob er eine Lüge gesagt.

Er ließ sie dann noch einmal vorübergehen vor seiner erregten Seele jene Gestalten seines einfachen Lebens, die alle, alle hinter jenem dunklen Vorhang verschwunden waren, den nur der Finger der Sterbenden hebt, — Vater, Mutter, Bruder, Lehrmeister und den erhabenen Freund — jenen Letzten der Schaar, Savonarola den Wunderbaren, Unvergeßlichen! Und dann trat leuchtend und lebend die Gestalt des jungen Rafael vor seinen Geist. — Fra Bartolomeo erinnerte sich jenes Tages, da ihm zuerst das herrliche Selbstporträt Rafaels vor Augen gekommen, jener halb kecke, halb schwermüthige Knabe im Barett, wie er auf den Arm gestützt über die Brüstung eines Balcons schaut. — Später hatte er eine Madonna mit dem Stieglitz von ihm gesehen — — und da war er denn nicht länger zu halten gewesen. Nach Rom mußte er pilgern ohne Rast und Aufenthalt, bis er in die Malerwerkstatt des Rafael getre-

ten, da hatte er seine Arme um ihn geschlungen mit der Bitte: »Nehmt den Fra Bartolomeo zu eurem Schüler an.« — Aber Rafael war erröthet und hatte bewundernd von den Schöpfungen des Mönches von Florenz geredet und ihm in ganz unwiderstehlicher Art begreiflich zu machen versucht, wie er, der Jüngling, von ihm, dem Meister, zu lernen begehre, und wie das nimmermehr anders sein könne.

Dann war aber eine schöne Arbeits- und Studienzeit gekommen für beide, wo der ältere Meister dem jüngeren die Weichheit des Colorits lehrte, und der Jüngere dem Aeltern wiederum in der Anwendung der Perspective Anweisung gab. — Unvergeßliche Stunden flogen so dahin, unzerreißbare Bande schlangen sie um die Herzen beider Männer.

Wie mußte er ihn lieben, den strahlenden Jüngling, den die Frauen anbeteten und die Männer bewunderten. Wen ein Blitz aus diesen Feueraugen traf, der wurde rettungslos sein eigen; wer ihn an der Staffelei sah und den Zügen seines Pinsels folgte, konnte nimmer von ihm lassen. — Ja, Fra Bartolomeo liebte ihn bald wie Nichts in der Welt — — er wußte es genau, als er eben jetzt sich so tief versenkte in das Gedenken seiner. — Es war wahrlich keine Lüge. Wie schwer war ihm das Scheiden geworden! Sein einziger Trost blieb der Abschiedsruf Rafaels: »Ich bin bald bei Euch in Florenz!« — Oft hatte er sich seitdem bis zum Schmerz nach Er-

füllung jenes Verſprechens geſehnt — oft faſt mit dem Verlangen eines Bräutigams an das edle Angeſicht gedacht mit den blitzenden, begeiſternden Augen und dem zarten Wangenroth, — an das goldigſchimmernde Haar und die wunderſchönen Hände des Geliebteſten. — Wie kam es nur, daß dieſe Sehnſucht ſeit einiger Zeit eingeſchlummert? — Es kamen lange Tage, wo er nicht mehr an Rafael dachte. — Warum wohl? — Er zitterte es ſich zu geſtehen. — — Ein anderes Antlitz drängte ſich jetzt in ſeine Träume, andere Augen ſchauten ihn an, — — eine andere Stimme bezauberte ſein Ohr — »O ihr Heiligen, rettet mich!« betete er oft. — Und dennoch ſog er Tag für Tag das gefährliche Gift ein und — — — malte die Prinzeſſin Visconti.

Wenn die erſte Liebe in einem jungen Herzen aufſteht, ſo gleicht ſie einem Opferfeuer, hell und leuchtend zum Himmel emporlodernd, wenn aber das Herz eines Mannes im Sommer ſeines Lebens zum erſten Mal liebt, ſo iſt dieſe Liebe eine verheerende Flamme, der nimmer Einhalt gethan zu werden vermag. Sie verwüſtet Alles rings umher für alle Zeiten, — keine Blume, kein Halm entſteht mehr auf dieſer Stätte. — Fra Bartolomeo fühlte den heißen Odem dieſer Flamme, wenn er im Oratorium des Kloſters vor ſeiner Staffelei und der reizendſten Frauengeſtalt gegenüber ſtand, wenn er die Lichter aufzuſetzen ſich mühte auf dieſe weiße Stirn, auf dies bräunliche Haar, das in einem feinen

Maſchengeflecht gefangen lag, — wenn er das verſchleierte Feuer dieſer Augen zu malen verſuchte, an denen alle Kunſt ſeines Pinſels zu Schanden wurde, wenn er ſich in das Incarnat jener Lippen vertiefte, die ſo lieblich zu ihm lächelten und redeten, und über die unnachahmlichen Tinten des Halſes nachſann, den ein fein gefälteltes Spitzenhemd ſo züchtig umſchloß. — Aber der Meiſter fühlte auch die wilde Glut jenes Feuers, wenn er daheim ſaß in der Zelle und hinaus ſchaute den freien Schwalben nach, die fröhlich zwitſchernd das Dach des Palaſtes Sordini umkreiſten. Er konnte nicht mehr malen — — kein Heiligenbild gelang ihm — — ſie ſtanden alle, ihrer Vollendung harrend, an den Wänden ſeiner Zelle. — Lockende Bilder waren es, die ihn verfolgten, weiße Arme breiteten ſich verlangend nach ihm aus, ein ſüßer Mund neigte ſich ihm entgegen — er taumelte dann in tödtlichem Bangen empor — ſeine Knie bebten — ſeine Hände ſtreckten ſich aus wie nach einem Halt, — ſie berührten den Fuß des Crucifixes zu Häupten ſeines Lagers, und ſeine Stirn ſank auf die Füße des Gekreuzigten: »Hilf mir — o Herr!« betete der Gequälte. — Nach ſolchen Kämpfen erhob er ſich wohl mit dem feſten Entſchluß, das Bildniß unvollendet zu laſſen, dem Prior Alles zu geſtehen — nach Rom zu wallfahrten und ſtrenge Buße zu thun. Er blieb auch feſt bis — — zum nächſten Morgen, allwo das Ringen von Neuem begann.

In eben ſolcher Stunde angſtvollen Verzagens war

es, als man ihn aus ſeiner Zelle in den Kloſtergarten beſchied. — Eine hohe Jünglingsgeſtalt trat dort aus dem Schatten der Platanen ihm entgegen. Ein Jubelruf aus tiefſter Bruſt und — Rafael Sanzio lag in Fra Bartolomeo's Armen. —

Welch' ein Reden und Fragen — welch' ein inniges Vertiefen in einander, in das gegenſeitige Arbeiten und Schaffen! Rafael erzählte mit Begeiſterung von neuen kühnen Entwürfen, neuen Aufträgen und Plänen, — im Beſondern aber von der Leitung des Baues von St. Peter, die ihm Leo X. übertragen — vornehmlich die kunſtvolle Ausführung einer Verſtärkung der von dem Meiſter Bramante etwas zu ſchwach angelegten vier Hauptpfeiler, welche die Kuppel tragen ſollten. — Mit Liebe und Bewunderung redete er von jenem berühmten und weiſen Manne, den der Pabſt ihm zum Rather und Helfer beſtellt, nämlich von dem alten Mönch Fra Giocondo, von dem er ſagte, daß er viele Geheimniſſe beſitze in der herrlichen Kunſt der Architectur, ferner berichtete er, wie der heilige Vater keinen Tag vorübergehen laſſe, ohne ſeine Baumeiſter zu ſich zu rufen, um den Bau und die Ausſchmückung des Tempels mit ihnen zu berathen. — Fra Bartolomeo konnte während dieſer Rede die Augen nicht abwenden von dem wunderſchönen Angeſicht vor ihm und der alte ſüße Zauber kam wieder mit voller Gewalt über ſeine Seele, und es war ihm ſo wohl, ſo friedensvoll zu Sinn, wie viele, viele Tage nicht mehr.

— Arm in Arm wandelten ſie dann in den breiten Gängen im Schatten der alten Bäume auf und nieder, zwiſchen den Cypreſſen her und an den Roſengebüſchen vorüber. Die glühenden Tinten des Abends färbten die Landſchaft — die Blumen dufteten ſtärker, eine wonnevolle Kühle berührte die erhitzten Stirnen. Rafael brach im Vorüberſtreifen Roſe um Roſe, bis er einen vollen Strauß in der Hand trug, in den er dann und wann ſein Geſicht ſenkte. — Und Fra Bartolomeo fragte auch den Freund lächelnd, wie es denn mit ſeiner Verheiratung ſtehe, die doch ſein freundlicher Gönner, der mächtige Cardinal Bibiena, ſo dringend wünſche, und ob wohl je ein Maler gezögert haben würde, wenn ein ſo hoher Herr ihm ſeine eigene Nichte anbiete zur Gemahlin und nun gar, wenn ſie ſo jung und holdſelig wie dieſe Maria da Bibiena. — Eine kleine Weile ſchwieg Rafael, dann aber legte er ſeine Hand auf die Schulter des Fragenden und antwortete: »Was das Heiraten anbelangt, ſo erwiedere ich Euch, daß ich zufrieden bin und den Heiligen täglich danke, weder diejenige, die man mir zuerſt geben wollte, noch irgend eine Andere genommen zu haben — — ich bin überzeugt, daß ich ſonſt nicht auf der Stelle wäre, wo ich jetzt bin.*) — Laßt mir meine Freiheit und ſcheltet nicht, wenn ich die Roſen pflücke, wo ſie ſich mir in den Weg drängen, und ſie nur ſo lange in der Hand halte,

*) Rafaels eigene Worte.

als ſie duften. — Und nun ſei's genug geredet, — nun verlangt mich's, Eure Arbeiten zu ſchauen. Führt mich an Eure Staffelei, zeigt mir, was Ihr in den letzten Monden geſchaffen, Fra Bartolomeo!« — — —

An die Staffelei ſollte der Mönch den Freund führen?! — Da ſtieg ſie plötzlich auf in der Seele des Meiſters die Erinnerung an die jüngſt verlebten Wochen. Er wurde bleich wie ein Sterbender. Jetzt war ja der Augenblick gekommen, wo er offen geſtehen ſollte, wie lange ſein Pinſel geruht, wo die unvollendeten Bilder ihn anklagten, wo er von dem wunderſamen Bildniß reden und den Namen der Prinzeſſin nennen mußte. — Und er that es auch, aber haſtig und kalt und mit geſenkten Wimpern: »Ich werde das Conterfei nicht vollenden, ich habe den Muth verloren,« ſchloß er, »die Aufgabe dünkt mich zu ſchwer; es wird mir nicht gelingen ſie zu löſen. Noch nie brachte mir ein menſchliches Angeſicht ſolche ernſte Arbeit.«

»Nun, ſo laßt mich das Bildniß und das Original ſehen, vielleicht kann ich Euch ein wenig beiſtehen. Ihr wißt ja, daß oft fremde Augen jene kleinen Vortheile auf den erſten Blick erſpähen, die wir ſelber unbeachtet gelaſſen. Laßt den Gonfaloniere fragen, ob ich das Porträt und die Prinzeſſin ſelber morgen mit Euch ſtudiren dürfe.«

— — Es war ein gewaltiger Sturm, der bei dieſen Worten in dem Herzen des Mönches aufſtand, — wieder ſchlugen die ſengenden Flammen hoch empor. Ein

ſeltſames Gefühl, ein Gemiſch von Todesangſt und Neid preßte ihm die Bruſt zuſammen, — er gönnte dem Freunde den Anblick der Geliebten nicht, er fürchtete den Eindruck der Erſcheinung Rafaels auf die Prinzeſſin. Aber alle dieſe quälenden Empfindungen währten nur kurze Zeit: Fra Bartolomeo ſchlug fromm ein Kreuz und die böſen Gedanken wichen. Er ſandte zur Anfrage einen Boten in den Palaſt Sordini und die Rückantwort lautete bejahend. Wie hätte man auch einem Maler den Zutritt verweigern können, deſſen Ruhm damals ſchon ganz Italien durchflog? — — Es war eine hohe Ehre und ein Glück, den jungen Rafael Sanzio zu ſehen! —

Und ſo kam denn ein lichter Tag, wo die Prinzeſſin Visconti den jungen Freund des ernſten Mönches leibhaftig vor ſich ſtehen ſah und in unbeſchreiblicher Erregung dem Feuer ſeines Blickes begegnete. — Wie da Röthe und Bläſſe raſch wechſelten auf dem lieblichſten Frauenantlitz der Welt, wie die Wimpern ſich oft ſenkten, wie unruhig der Athem das Gewand hob. Fra Bartolomeo fand plötzlich das Porträt in keinem Zuge ähnlich. — Rafael trat nun vor die Staffelei, nahm Pinſel und Palette zur Hand und malte. —

Diesmal hatten ſich viele Zuſchauer verſammelt, denn das Gerücht von der Ankunft des jungen Meiſters aus Rom war durch ganz Florenz gedrungen, — ein großes Gefolge der vornehmſten Frauen und Männer umgab die Prinzeſſin. — Aller Blicke waren auf ſeine

tadelloſe Geſtalt, auf ſein wunderſchönes Antlitz gerichtet. — Es wurde kein Wort geredet, — faſt kein Laut war hörbar — — aber das Bildniß trat mit jedem Pinſelſtrich lebensvoller hervor und ſtand endlich in einer Vollendung auf der Holztafel, die jenen Begünſtigten, die Fra Bartolomeo heranwinkte, es zu ſehen, einen Ruf ſtaunenden Entzückens entlockte. — Wie bleich und ernſt ſtand der Mönch neben ſeinem heiter blickenden Freunde. Aber er verfolgte nicht die kühnen und freien Pinſelſtriche Rafaels — ſeine dunklen Augen hingen mit düſterm Schmerzensblick an den Zügen der jungen Prinzeſſin. Er ſah wie ſie aufleuchtete bei jedem Blick auf ſeinen jungen Freund, — wie ihr Antlitz ſich verklärte unter dem Sonnenſchein dieſer Augen. — Nie, nie war ſie ihm ſo zauberiſch erſchienen! — — Die Stunden flogen dahin — — allein das ſüße Mädchenangeſicht zeigte diesmal keine Spur von Ermüdung. — Und nun trat auch Rafael zurück und Fra Bartolomeo ſetzte den Pinſel wieder an, — aber während deſſen begann der Gonfaloniere ein Geſpräch mit dem Fremden und Rafael erzählte von Rom und ſeinen Freunden dort, — von dem gelehrten edlen Francesco Francia, von dem Notario der päpſtlichen Kanzlei, dem klugen und weltgewandten Baldaſſare Turini und dem großherzigen Cardinal Riaro. Er ſchilderte die Güte und Hoheit des heiligen Vaters, und brachte Grüße von dem Florentiner Giulio da San Gallo, dem Maler, in deſſen

Hause sich die schönsten Frauen Roms zu versammeln pflegten, unter denen sein eigenes Weib (Giulio's) dennoch allezeit die Schönste. —

Wie glühend wußte er diese Abende zu beschreiben, wo man im Kreise jener lebensvollen Schönheiten ihm die Laute zu reichen pflegte, um die Lieder des Ricciardo zu singen, nach deren süßen Melodien und Worten zuweilen die Frauen reizend verschlungene Tänze aufführten. — Und immer tiefer wurde der Blick der Prinzessin, aber sie unterbrach durch keinen Laut jene halb geflüsterte Rede, wie sie wohl früher die Erzählungen des Fra Bartolomeo zu unterbrechen pflegte. — — es war als ob sie sich neige, um keinen Hauch zu verlieren, der von diesen Lippen wehte. — Nur einmal, als er schwieg, flüsterte sie: »Ich hörte niemals reden von den Liedern des Ricciardo. Sind sie schön?« — —

»Es sind Liebeslieder, Madonna,« antwortete Rafael Sanzio — — und seinen Blick fest auf das junge Antlitz richtend, sprach er mit dem wunderbaren Wohllaut seiner Stimme folgende Verse:

»Du hast, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen
Der Augen, die mich schmelzen, mit der Glut
Aus weißem Schnee und Rosenpurpurblut
Mit holder Pracht und Anmuth eng umsponnen?

D'rum brenn' ich so, daß weder See noch Bronnen
Je löschen könnten solchen Brand; doch thut
Dies immer weiter Glüh'n d'rinn mir so gut,
Daß ich nur brennen will, je mehr entbronnen.«

»Wie ſelig, wenn, zu ſanftem Joch verſchlungen,
Den Hals mir ihre weißen Arm' umzweigen,
Ich ſtürb' vor Weh', hätt' ich mich losgerungen.

Doch Viele ſchon zog höchſtes Glück zum Reigen
Des Todes — — d'rum verſtummet, Erinnerungen, —
Und, deiner immer denkend, will ich — ſchweigen.«

Nach dem letzten Wort erhob ſich die Prinzeſſin bebend und verwirrt: — — — die Sitzung war beendet. — Sie grüßte ſtumm, — aber ihr Blick verweilte einen Moment mit einem bezaubernden Ausdruck von ſcheuer Glut auf Rafael Sanzio. »Wann wird das Bildniß unſerer jungen Herrin vollendet ſein?« fragte Sordini. »Morgen,« lautete die Antwort.

»Morgen! alſo noch ein Morgen!« ſo ſeufzte ein junges, heftig ſchlagendes Mädchenherz.

»Noch ein Morgen!« lautete der helle Gedanke Rafaels. »Der letzte Morgen,« murmelte Fra Bartolomeo. — — — — In der Nacht, die dieſem Tage folgte, tönte eine Laute in dem Garten des Palaſtes Sordini, und die ſchönſte Männerſtimme ſang die Worte:

»Du haſt, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen« u. ſ. w.

— —Wer lauſchte wohl, im weißen, zum Boden niederwallenden Gewand, auf hohem Balcone, verſteckt zwiſchen blühenden Orangen und Myrthen, dieſen ſüßen Klängen? — Die Dame Sordini war es nicht — die hörte jenen Geſang auch halb im Traume, und das Haupt zur anderen Seite wendend, erinnerte ſie ſich daran, wie

einſt auch ihr ſolche Lieder geſungen worden. Welch' holdſeliges Angeſicht neigte ſich aber über das Gitter? — Wem gehörte jene zitternde kleine Hand, die ſich auf das Herz preßte, als wolle ſie die wilden Schläge niederhalten? — Längſt waren Worte und Töne verhallt — da flüſterten noch die Lippen der Prinzeſſin Visconti im ſeligſten Traume:

„Und deiner immer denkend will ich ſchweigen.“

— — Jene Sonne, die die Liebe einer Julie und ihres Romeo reifen ſah, zeitigt die Gefühle der Herzen. Ein Tag unter jenem ewig blauen Himmel genügt, um ſich für eine Lebenszeit zu lieben — — Wochen zählen Jahre — — ein Beiſammenſein von wenigen Stunden reicht hin, um einander in Ewigkeit nimmer wieder zu vergeſſen. — Die Prinzeſſin Visconti liebte ihn, jenen Alles beſiegenden ſtrahlenden Freund des ernſten Mönches, ſie liebte ihn von dem erſten Blick mit jener ſagenhaften Liebe, die „ſtark iſt wie der Tod“. — Sie zitterte und verzweifelte bei dem Gedanken, ihn nicht mehr zu ſehen, von ihm ſich wieder zu trennen. Ein Leben ohne ihn erſchien ihr plötzlich wie eine ſternenloſe Nacht. — Tauſend wirre Pläne, wie ſie das Verlangen entwirft und die Leidenſchaft ſie ausführt, nahmen ihr das Gebet von den Lippen und raubten ihr den Schlaf. — Ihre Bläſſe war rührend, in der ſie am nächſten Morgen im Oratorium des Kloſters von San Marco erſchien. — Vor dem unſagbar traurigen Blick Fra Bartolomeo's ſchlug

ſie die Augen nieder, — um aber doch im nächſten Moment erröthend und lächelnd ſeinen Freund zu begrüßen, der einen Blumenſtrauß auf jenen Schemel niederlegte, auf den ihre kleinen Füße ſich ſtützten. —

Noch einmal ergriff der Mönch Pinſel und Palette — aber nur kurze Zeit arbeitete er, dann trat er bei Seite. »Meine Augen ſind heute trübe, legt Ihr die letzte Hand an, mein Freund,« ſagte er. »An den Augen und an der Gewandung dürftet Ihr wohl noch einige Arbeit finden!« —

Ob er noch Arbeit fand? — — Länger vielleicht, als ſelbſt Fra Bartolomeo es begreifen konnte, denn er war es, der endlich faſt hart ſagte: »Laßt es genug ſein, Rafael Sanzio, das Bildniß iſt vollendet.« — — Da legte Rafael den Pinſel nieder und rückte die Staffelei mit der Holztafel zur Seite, den Beſchauenden gerade entgegen. — Alle erhoben ſich, das Porträt zu betrachten. Der Prinzeſſin allein den Vorrang laſſend drängten ſie ſich herbei — — welch' ein Staunen, welche Bewunderung! — —

Frei und herrlich trat der Kopf aus dem dunklen Grunde hervor. Das braune, goldig ſchimmernde Haar war in einem Netze von breiten Maſchen gefangen und ringsum mit Sammetſchleifen von dunkelrother und graublauer Farbe verziert. An den Schläfen war die Fülle der Locken feſt und frei zurückgeſtrichen und ein zierlich geformtes Ohr wurde ſichtbar. Die ernſte Hoheit

der königlichen Stirn erſchien milder durch die zarte Beugung der Schläfen und die ſanft geſchweiften dunkeln Brauen. Groß angelegt war in dieſem Frauenkopfe der Bau der obern Augenhöhlen — ruhig und ſtill lag das Auge mit ſeinem tiefen keuſchen Blick zwiſchen den mandelförmig geſchnittenen Lidern. Eine verhüllte Glut lag in dieſem Aufſchauen, eine ernſte Frage, eine unbewußte unendliche Sehnſucht. — Die zarte und doch volle Wange rundete ſich lieblich nach dem mädchenhaft trotzigen Munde zu, deſſen Form an die Lippen der antiken Diana erinnerte. Der Schnitt der Naſe, mit ihrer breiten Wurzel und feinen Spitze, gab dem Antlitz jenen Ausdruck ſtolzer Entſchloſſenheit, jenen Zug von Energie, der die Geſichter und Herzen der Visconti's auszeichnete. Das reizend gerundete Kinn verrieth ebenfalls in ſeiner Form das willensſtarke Geſchlecht, deſſen letzten Sproß der Pinſel Fra Bartolomeo's zu verewigen berufen ſein ſollte. —

Von ihm, dem Meiſter des Colorits, waren denn auch jene grauen Schattentöne mit bräunlicher Laſur um Mund und Augen, jene ſeltſamen bezaubernden Schlagſchatten, die ſein Freund Rafael ſo ſehr bewunderte. Rafael dagegen hatte neue, ſchärfere Lichter aufgeſetzt und dem Kopfe jenen Ausdruck gegeben, den Fra Bartolomeo's bebende Hand zuletzt nicht mehr feſtzuhalten vermocht, er hatte auch die Gewandung gemalt. Sie war von derſelben vornehmen Einfachheit wie der Kopfputz der jun-

gen Prinzeſſin. Das Buſenhemd, in einer ſchmalen Spitzenkrauſe auslaufend, legte ſich, vom Halſe herab, knapp und faltenlos, rund um Nacken und Bruſt. — Der Linnenſtoff war mit goldenen Leiſten reich geſtickt. Das verſchlungene Muſter dieſer Stickerei fand man ſpäter in den Arabesken der Rafael'ſchen Loggien wieder. — Ein dunkelrothes Mieder, mit einer tiefgrünen breiten Borte beſetzt, wurde durch Schulterbänder von derſelben Farbe gehalten. — Der Aermel eines Kleides von blaßroth ſchillernder Seide ſetzte weit und bauſchend an der linken Schulter an, während über die rechte ein ſcharlachrother Tuchmantel verhüllend geſchlagen war. Und trotz der leuchtenden Farbenpracht dieſes Ueberwurfs erſchienen doch die zarten Fleiſchtöne in ungetrübter Friſche, verbreitete das Antlitz einen Roſenſchimmer, der Alles beſiegte. — Das Ganze war ein vollendetes Meiſterwerk von hinreißender Wirkung.

Mitten in all' das Schauen und Entzücken darüber fiel der ſchrille Klang der Vesperglocke — — ein Abſchiedsruf. — Fra Bartolomeo wandte ſich zu der Prinzeſſin — — einen langen Blick warf er auf ſie — er wußte, es war der letzte. Schmerz, Anbetung und ſanfte Ergebung ſtand in ſeinen Augen. — Tief verneigte er ſich noch einmal vor der ſchönen Geſtalt, die freundlich und unbefangen ſeinen Gruß erwiedert, dann trat ein Novize vor und ſchloß das Sprachgitter. — — Rafael aber geleitete die Prinzeſſin und ihr Gefolge durch den Kreuzgang in's

Freie, wo die Sänfte und Roſſe harrten. — Man ließ das junge Paar neben einander vorausſchreiten. Wie edel erſchien ſeine Geſtalt in der ſchwarzſammtenen ſpaniſchen ſogenannten Halbtracht. — Sie redeten kein Wort mit einander dieſe Beiden, — ſie ſchlug nicht einmal ihre Augen zu ihm auf — — aber ſie blieb einen Moment ſtehen an einem der Bogenfenſter die in den Kloſtergarten gingen. Ein blühender Roſenbuſch drängte ſich dort herein mit tauſend Blüthen. — Ihre feinen Finger brachen eine der ſchönſten Knoſpen. — Als Rafael Sanzio ſpäter in die Zelle ſeines Freundes trat, blühte dieſe Roſe an ſeiner Bruſt. Mit leuchtenden Augen rief er, ihn umfaſſend: »O Fra Bartolomeo — — die Welt iſt ſchön — ſelbſt in dem Kreuzgang eines Kloſters! — Morgen kehre ich nach Rom zurück — und in einem Monat erwarte ich Euch dort, um Euch zu zeigen, daß ich — werth bin, geliebt zu werden.« — — — — Und als Fra Bartolomeo tief und lange in dies wunderbare Antlitz blickte, war es ihm plötzlich als könne er nun wieder ſagen: »Ich liebe ihn wie Nichts auf der Welt.«

Genau einen Monat ſpäter langte der Oheim der ſchönen Maria Visconti in Florenz an, um ſeine Nichte heimzuholen nach Mailand. — Es war noch ein junger Ritter aus dem Geſchlechte der reichen Sforza aufgetaucht, dem man die Hand der jungen Prinzeſſin zugeſagt. — Filippo fand ſeine Nichte verändert, bleich

und still. — Der Gonfaloniere klagte, daß sie seit Wochen schon ihre Heiterkeit verloren, ohne daß er einen Grund anzugeben wisse, der sie so traurig mache. »Ich fürchte sie hat Klostergedanken,« seufzte er. »Die wird ihr der Bräutigam vertreiben,« antwortete Filippo finster, »eine Hochzeit macht helle Augen und blühende Wangen. Wir werden sie in einem Monat schon feiern — so lautet der Wille der Fürstin Bianca. — Giulio Sforza selber wartet voll Ungeduld, seit er das Bild gesehen, das Ihr malen ließet.« —

Als man diesen Familienbeschluß der jungen Prinzessin mittheilte, blitzte ein seltsames Feuer auf in ihren Augen, — und der stolze Trotz der Visconti schaute aus den düster zusammengezogenen Braunen. — Aber kein Wort der Entgegnung ließ sie laut werden. Man rüstete Alles zur Abreise nach Mailand — als aber der Morgen anbrach, an dem man Florenz wirklich zu verlassen gedachte, und die Pferde und die Sänfte vorgeführt wurden, fehlte die junge Prinzessin. — Man suchte sie überall — aber vergebens, keinerlei Spur von ihr war zu entdecken als ein kleines Blatt, worauf ihre Hand die Worte geschrieben: »Forschet nicht nach mir, Ihr würdet mich nimmer finden, lasset Euch genügen, daß ich dahin gegangen, allwo ich allein auf der ganzen weiten Erde Glück und Frieden zu finden vermag.« — — —

Filippo Sforza gerieth freilich in großen Zorn und schwor bei allen Heiligen die Entflohene zu verfol-

gen bis an das Ende der Erde. Er hätte vielleicht auch sein Wort gehalten, wenn nicht das Klirren der Schwerter rings umher ihn auf den Kampfplatz gerufen. Frankreichs, Deutschlands und Spaniens Heere waren es, die das Land Italien überschwemmten, — es war keine Zeit da ein verloren gegangenes Mädchen zu suchen. Auch starb die Fürstin Bianca in eben dieser Zeit — und so blieb denn die Prinzessin, das letzte Kind der edlen Viscontis, verschwunden, wie man in allen Chroniken jener Zeit nachlesen kann. — — Nur Einer hatte wohl ihre Spur gefunden, — aber dieser Eine verschloß seine Entdeckung in die tiefste Tiefe seiner treuen Brust. — —

In der Nähe von Rom lag eine kleine Villa tief versteckt im Schatten von Oliven und Cypressen, umrankt von Magnolien und Weinlaub, inmitten des üppigsten Gartens. — In der Veranda dieses Hauses erschien allabendlich, kurze Zeit nach dem Entschwinden der Prinzessin aus dem Palast Sordini, eine reizende Frauengestalt und schaute sehnsuchtsvoll den Pfad hinunter, der nach Rom führte. — Der zierliche Kopf, das goldig schimmernde Haar im Maschennetz, das holdselige Angesicht mit dem trotzigen Munde und den dunklen tiefen Augen, neigte sich wie eine Blume vom Thau beschwert, um zu lauschen auf den Hufschlag eines Pferdes. — Diese Augen aber blickten nicht mehr fragend wie auf jener Holztafel des Mönches von San Marco, sondern wissend. — Sie sagten jetzt: »ich bin glückselig, denn ich

kenne die Liebe und das Geliebtſein.« — Aus der verhüllten Glut waren Flammen geworden. — Zuweilen, wenn die Ungeduld über ſie kam, während ſolchen Harrens, ergriff ſie die Laute und ſang mit ſüßer Stimme das Lied:

»Du haſt, o Liebe, mit zwo lichten Sonnen.« —

——Und er kam endlich wirklich — ſtolz und haſtig dahergeſprengt, wie der Königsſohn in den Märchen, auf ſeinem milchweißen Zelter, — oder wie ein jugendlicher Halbgott, voll Feuer und Liebe herunterſteigend zu einer ſchönen Tochter der Erde. Seine Hand grüßte ſchon von Ferne, — — wie eilig ſprang er vom Roſſe, — wie flog ſie die Stufen herab ihm entgegen! — Welch leidenſchaftliches Begrüßen, welch' Verſinken Aug' in Auge, welch' ſüßes zärtliches Koſen! — Einmal aber flüſterte Rafael Sanzio in ſolcher Umarmung: »Habt Acht, Maria, meine königliche Herrin, heute komme ich nicht allein,— ich bringe einen Freund mit, aus Florenz, den Treuſten der Treuen. Ihr kennt ihn — — es iſt Fra Bartolomeo, dem wir ja unſer Glück verdanken, denn ohne ihn hätten wir uns wohl nimmer geſehn! Drüben am Gitterthore ſteht er und harrt Eures Rufes. — Darf er kommen!?« — O, wie ſich Maria Visconti freute ihn ſehen zu dürfen! Sie gingen Hand in Hand, ihn zu holen in ihr verſtecktes Paradies, die Glücklichen. — Aber er war nicht zu finden, jener wunderliche Mönch aus Florenz. Zurück gepilgert war er, als er die ſchöne, un-

vergeßliche Geſtalt in den Armen des Freundes erblickt, — er hatte ſich ſtärker geglaubt. — Und nicht nur nach Rom war er gewandert, nein, weiter, ohne Aufenthalt, mit müden Knien und ſchmerzenden Füßen, Tag für Tag zurück bis nach Florenz. Erſt in der ſtillen Kloſterkapelle über den Gräbern ſo vieler Herzen, die gleiches Leid ſiegreich überwunden, die heiße Stirn auf die Stufe des Altars neigend, fand er ſeine Ruhe wieder. Die böſen Gedanken ſchwanden — — die qualvollen Empfindungen wichen vor der Kraft des Gebets wie Nebel vor der Sonne. — —

Fra Bartolomeo's Heiligenbilder entzücken eine Nachwelt durch die keuſche Anmuth ihrer Geſtalten, durch die edle Schönheit ihrer Gruppirung und vor Allem durch den zauberiſchen Schmelz ihres Colorits. — Man findet ſie in größter Anzahl in dem Palaſt Pitti in Florenz. Sein Meiſterwerk bleibt aber jenes Porträt der Prinzeſſin Visconti. — Es blieb in Mailand viele Jahre, im Palazzo Visconti, bis man es nach Tirano brachte. Die Augen eines deutſchen Kunſtfreundes entdeckten es hier, der es in ſeine Gemäldeſammlung nach Aarau entführte, allwo es ſich noch zur Stunde befindet. *) — In ungetrübter Friſche ſchaut es aus dem dunkeln Grunde hervor — — hatte doch die Hand Fra Bartolomeo's es

*) In der Sammlung des eidgenöſſiſchen Oberſtlieutenants Rothpletz zu Aarau.

»con amore« gemalt. Konnten da die Farben bleichen?! — —

Maria's Geſtalt verſchwand für immer in dem Schatten der Villa Rafaels. — Dieſe glühenden Herzen gehörten zu einander, ſie mußten Eines das Andere nachziehn. Aber das Feuer ſolcher Alles beſiegender Liebe verzehrte die zarte Hülle der reizenden Frau nur gar zu bald. — —

Ob die ſchöne Fornarina den Meiſter über den Verluſt Maria's getröſtet? — Wer weiß es! Den Namen der Geſtorbenen nannte er nie.

»Und deiner immer denkend, will ich ſchweigen.«

— — Die Züge der Fornarina, wie der Pinſel Rafaels ſie feſtgehalten, zeigen aber einige Aehnlichkeit in Schnitt und Form mit jenem ſüßen Antlitz auf der Holztafel des Fra Bartolomeo. —

Augenzauber.

Motto:
„Amore soffrire.“
Alter Spruch.

Unter den Vertretern der Malerſchule der Eklektiker von Bologna, neben den ſcharfgeſchnittenen Köpfen der Carraccis, der ſtrengen Stirn eines Domenichino und den ſinnlichen Zügen eines Dionys Calvart, erſcheint ein Kopf von feinſter, geiſtiger Schönheit, eine Geſtalt von wundervollem Ebenmaß, ein vollendeter Edelmann, ein vornehmer Cavalier: Guido Reni. Eine ſanfte Schwermuth ſchaute aus dieſen dunklen Augen, deren prächtige Wimpern ſich ſo ſtolz und langſam hoben, ein Zug wehmüthiger Reſignation umſpielte die Lippen, der den ſchönen Frauen von Bologna und Rom viele Sorgen machte. Denſelben feſſelnden Zug trugen ſeine Bilder, derſelbe Hauch von Melancholie hing über den Schöpfungen ſeines Pinſels, trotz aller ihrer Farbenpracht. — Gehörte Guido Reni zu jenen Götterlieblingen, denen das Ueber-

maaß alles Erdenglücks jene ahnungsvolle Schwermuth eines dunklen Endes bringt, oder zu jenen Geprüften, die da Leid tragen um eine verlorene heiße Liebe? — Wie manches glühende Herz verſuchte vergebens dieſe Fragen zu löſen, verſuchte den Grund jener ſeltſamen Frauenſcheu des gefeierten Mannes zu entdecken. Er, der die Schönheit anbetete wie Keiner, jene Schönheit, die ſich in den Marmorgebilden der Antike offenbarte, verſchmähte ſie, welch' ſeltſamer Widerſpruch, in der warmen lebendigen Form! — Dies Wunder, das ſo manche bezaubernde Frau beſchäftigte, blieb unenthüllt, ſo lange Guido Reni lebte, aber man hörte nicht auf darüber zu ſtaunen und zu grübeln. — — Und viele Jahrhunderte ſpäter verſucht wiederum ein Frauenherz jenes Räthſel zu ergründen und glaubt den dunklen Faden entdeckt zu haben, der ſich durch das goldene Gewebe eines reichen Künſtlerlebens zieht.

Es war eine innige Freundſchaft, die den Muſiker Daniel Reni mit dem Organiſten der Medicantenkirche zu Bologna, dem gelehrten Ercole Pasquini verband, und vielleicht war es eben eine Folge dieſer zärtlichen Zuneigung, die den Vater beſtimmte, ſeinen Sohn Guido dem Vielgerühmten als Schüler zuzuführen. — Da lernte denn der Knabe die Orgel ſpielen und empfing die gründlichſte Unterweiſung in den ſtrengen Regeln der Compoſition. Wie oft fielen die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne durch die bunten Glasfenſter der Kirche auf ein dunkel-

lockiges junges Haupt, auf die reine Stirn und die weißen Hände eines kaum 16jährigen Muſikers, der ſich in dieſer ſüßen Dämmerung ſeinen Träumereien überließ. — Uebungen waren es freilich nicht, die er in dieſen Stunden hielt, und Ercole Pasquini würde ſchwerlich zufrieden geweſen ſein mit dieſen abgeriſſenen Melodien und wunderlichen Accordfolgen, in denen ſich zu ſolchen Stunden ſein Schüler erging, er zweifelte ohnehin ſchon zuweilen an ſeiner eigentlichen Begabung. Guido Reni liebte zwar die Muſik, aber in ganz anderer Weiſe als ſein Vater und ſein Lehrer. — Sie entzückte ſeine Seele, ſie rührte ihn bis zu Thränen, ſie brachte ihm reizende Gedanken, ein unendliches Wohlgefühl, aber ſie füllte nimmer ſein Daſein aus, ja es war ſogar als ob ſie jene unbeſtimmte heiße Sehnſucht, für deren Ziel er noch keinen rechten Namen wußte, noch ſteigere. Nur mit Mühe vermochte er die Lehre von der Gliederung und von dem kunſtvollen Baue der verſchiedenen Muſikſtücke zu begreifen, und ſeine hübſchen Finger erwieſen ſich weder im Lauten- noch Orgelſpiel beſonders geſchickt. Pasquini ſelbſt hätte vielleicht längſt die Geduld verloren mit dem Sohne ſeines alten Freundes, denn er war eben ein echter Italiener, ein Hitzkopf. Er ſchwor darauf, daß keine Kunſt der Welt leichter zu erlernen ſei, als eben die Kunſt der Muſik und ſchalt heftig auf den ungeſchickten Schüler, aber ſein Liebling und Augapfel, die hübſche Vittoria Alcotti, ſeiner Schwe-

ſter Kind, war da, und die redete ihm gar zu eifrig zu, den Guido nicht fortzuſchicken. — Sie hätte ja ſonſt keinen luſtigen Gefährten mehr gehabt in dem ernſten Bologna und dem düſtren Hauſe des Organiſten. Die reizende Kleine war das einzige Töchterlein des vielgerühmten Baumeiſters Giovanni Alcotti, zu Argenta, und lediglich ihrer prachtvollen Stimme wegen ihrem Oheim, dem berühmten Singmeiſter, übergeben. Der Vater war zwar ſtolz auf die Zukunft ſeines Kindes, ihr gegenwärtiges Sein aber machte ihm etwas Pein und Unruhe, da ſein Weib ihm früh geſtorben und die Kleine zwar täglich anmuthiger, allein auch täglich unbändiger ward. Da war denn der Baumeiſter nicht wenig froh geweſen, in dem Hauſe des Pasquini ein Unterkommen zu finden für die Vittoria und ihre herrliche Stimme, und ſomit ihr ganzes Sein in ſo guten und ſorglichen Händen zu wiſſen, als die des Singmeiſters und ſeiner alternden Schweſter Tereſa, die ihm den Haushalt führte. — Die beiden Geſchwiſter waren gleich nach den erſten drei Tagen natürlicher Weiſe in das Mädchen wahrhaft verliebt; — der Muſiker in ihre goldene Stimme, Tereſa in ihre Schönheit und Heiterkeit. — Die ſchwarzäugige Vittoria ſchwang ſich in Kurzem zur eigentlichen Herrin des Hauſes empor, ſie wurde die Roſe des ſtillen Gartens, der Sonnenſtrahl eines einſamen Lebens. Sie ſchaltete und waltete nach Belieben, trieb tauſend luſtige Poſſen, trotz ihrer ernſten Studien, ſang vom

Morgen bis zum Abend und ließ nebenbei auch dem jungen Guido Reni so wenig Ruhe, wie nur irgend möglich. Der sanfte Schüler Pasquini's fürchtete sich anfangs ein wenig vor ihren brennenden Augen und ihrem kecken Wesen, gewann sie aber doch bald so lieb, als ob sie seine Schwester, und sie bezauberte ihn wie Alle, wenn er sie singen hörte. Sie war nämlich wirklich unwiderstehlich, wenn sie sang. Zuweilen schmetterte sie die krausesten Fiorituren, die langathmigsten Triller, die gewagtesten Läufer bunt durch einander in die Welt hinaus, daß dem Hörer wohl hätte der Athem vergehen mögen — und dann wieder, wenn sie in der Kirche mit Orgelbegleitung irgend einen Satz des Pietro Aaron sang, war es, als ob sie nie Anderes gesungen und nie Anderes singen dürfe als die musica sacra. »Ein Engel kann nicht andachtsvoller und schöner singen als Ihr, Vittoria,« sagte dann wohl Guido Reni mit feuchten Augen. — Wie ein rosiges Leuchten flog es über ihr Gesicht bei seinen Lobworten, und Strahlen seligster Freude brachen aus den dunklen Augen, wenn er ihr wohl einmal in überwallendem Entzücken über die wundersüßen Töne die Hände küßte. —

Pasquini hatte gesagt: »Sie wird die erste Sängerin Italiens, wenn sie fleißig ist!« —— Sie aber hatte darauf geantwortet:

»Aber ich werde nie danach fragen, ob ich ganz Italien, ich werde nur fragen, ob mein Gesang Einem ge-

fällt.« Wer aber der Eine ſei, darüber redete ſie damals nicht weiter — — die gute Tereſa dachte freilich, ſie könne eben Niemand anders meinen in der ganzen Welt als den Ercole, den gelehrteſten, berühmteſten und — beſten Mann nicht nur in Bologna, ſondern mindeſtens in ganz Italien. Der Organiſt ſelber dachte vielleicht Aehnliches. — Was wußten dieſe beiden Einſamen von den Thälern und Gründen, Höhen und Tiefen eines Mädchenherzens. —

Eines Tages ſaßen die beiden Schüler des Pasquini, Vittoria und Guido, in dem dunklen Hofe am ſteinernen Brunnen bei einander. Es war ein trauliches Plätzchen, wohin ſie ſich häufig flüchteten. — Zwei Cypreſſen ſtanden dort, Weinranken und üppige Schlinggewächſe waren rings am Gemäuer emporgeklettert. Sie hingen nun tief herab von den Bogen der Arkaden, die jenen gepflaſterten Raum umgaben, faſt bis auf den Boden, allwo in der Mitte eines Baſſins ein grimmiger Löwe Waſſer ſpie. Die Vittoria war nach ihrer Gewohnheit durch das Steinbecken gewatet, um auf den Rücken des Thieres zu klettern. Ihre kleinen nackten Füße hingen herab. Es waren die ſchönſten Füßchen der Welt und Guido Reni betrachtete bewundernd immer wieder von Neuem ihren zarten Bau, ihre reinen Formen und wundervolle Zierlichkeit. Es waren die Füße einer Najade, geſchaffen für jenen flüchtigen Lauf, der kaum einen Grashalm zu Boden drückt. Die ſeide-

nen Strümpfe und rothen Schuhe trug das Mädchen in der Hand, ſie durften im Waſſer nicht verderben, ſonſt ſchalt Tereſa. — Die Luft war ſchwül, obgleich der Hof im Schatten lag. Vittoria hatte die Augen halb geſchloſſen, ihr Kopf lag auf dem Halſe ihres ſteinernen Freundes. Leiſe und einförmig plätſcherte das Waſſer. Guido Reni ſaß auf dem erhöhten Rande des Baſſins und warf Blätter nach dem jungen Mädchen, aber ſeine Miene war zerſtreut, ſein Blick traurig.

»Was fehlt Euch?« fragte jetzt die Vittoria plötzlich, und richtete ſich auf. »Ihr habt ein ſchweres Herz! Und ich will wiſſen warum!« —

Sie ſah ſo gebieteriſch aus, ſo ſtolz und königlich — die prächtigen Augen blitzten: — — man mußte ihr gehorchen. —

»Wenn ich's Euch auch ſagte — Ihr würdet mir doch nicht helfen!«

»Und warum nicht? Wie könnt Ihr das wiſſen? Ich bin allmächtiger, als Ihr meint! Und wenn es eben gilt Euch zu helfen, wird mir Nichts zu ſchwer ſein, Guido Reni!«

Er ſah ſie traurig lächelnd an. — »Kleines Mädchen — — mein Leid läßt ſich nicht mehr forttrillern,« ſagte er leiſe, »es wächſt mir von Tag zu Tag mehr über den Kopf. Aber wiſſen ſollt Ihr was mich quält — es iſt in wenig Worten geſagt. So hört denn: ich kann kein Muſiker werden!«

»Heilige Cäcilia! Was wollt Ihr denn?!« — —

»Malen lernen!«

»Malen?« — — Ein finſterer Zug glitt über das Antlitz des Mädchens. »Schöne Frauen malen, meint Ihr?« fragte ſie nach einer Pauſe mit ſeltſam veränderter Stimme.

»Nein, Vittoria — Heilige malen!« — — —

Sie glitt vom Nacken des Löwen auf das Piedeſtal, ſprang in das Becken und ſtand im Nu an ſeiner Seite. »Kommt dort in die erſte Arkade mit mir, — wir ſetzen uns auf die Brüſtung, da verſtecken uns die Ranken beſſer — hier kann uns die Tereſa ſehen und hören, wenn ſie ihr Fenſter öffnet,« — flüſterte ſie erregt. »Und nun redet und erzählt mir Alles.« — —

Und Guido Reni erzählte denn auch von jenem heimlichen Glutverlangen, das in ſeinem Herzen zehrte ſeit lange, — ſeit dem Tage nämlich, wo der Maler Dionys Calvart als Nachbar des Danielo Reni eingezogen und ihn in ſeine Werkſtatt gerufen habe. — Von Stund an war es ſeine höchſte Glückſeligkeit geweſen, in die große Malerſtube hinüberzuſchlüpfen und dem Meiſter allerlei Handreichungen zu thun. Er redete mit feuchten Augen davon, wie ihn Dionyſius Calvart lieb gewonnen und ihm zugeredet habe, ſich im Zeichnen zu üben und wie er das gewiſſenhaft gethan, halbe Nächte lang. Alle ſeine Freiſtunden brachte er in der Werkſtatt zu, um mit glühender Wange und heftig ſchlagendem Herzen jeden Pinſelſtrich zu verfolgen. Der

Vater ſah dieſe Beſuche ſehr ungern und durfte von den Uebungen im Zeichnen Nichts ahnen. Es lebte ja in dem Herzen dieſes ernſten Muſikers eine tiefe, leidenſchaftliche Eiferſucht auf jene »dreiſte Kunſt der Farbe«, wie er ſie nannte, jene Kunſt, die ſich vermaß, der heiligen Muſika ſich gleich zu ſtellen. Der Gedanke, daß ſein einziger Sohn dieſer verachteten Nebenbuhlerin huldigen ſollte, war ihm unerträglich, und eine Mutter lebte dem Knaben nicht mehr, die ihm eine ſanfte Fürſprecherin hätte werden können. — Für Danielo Reni war eben die Muſik etwas Göttliches, der erhabenſte Troſt, das hellſte Licht dieſer traurigen und dunklen Erde. — Der Gedanke an ſie allein hatte ihn ja an den Särgen von Weib und Kind aufrecht gehalten, und die Klänge einer Motette des Francesco Adrianus, eines Crucifixus des Afranio, oder eines Magnificat des Caſati erſchienen ihm die goldenen Sproſſen der alleinigen, wahrhaftigen Jacobsleiter für fromme Gläubige. — Und von dieſer Leiter ſollte er ſeinen Liebling herabſteigen ſehen?! — Lieber hätte er jenen neuen Nachbar von Haus und Hof vertrieben, ſo wenig Leides er auch ſonſt ſeiner Natur nach irgend einem lebenden Geſchöpfe anzuthun vermochte. —

Das Alles und noch mehr erzählte Guido Reni ſeiner jungen Freundin in dem umrankten Arkadenbogen des Hofes. »Ach, Vittoria, wenn Ihr für mich ſprechen wolltet!« ſchloß er leidenſchaftlich, »Ihr wißt ja ſelbſt, daß ich in der Muſik ein armer Stümper blei-

den und meinem Vater und Lehrer nimmer zu **Ehren** leben werde, — — darf ich aber die **Malerei erlernen**, dann ſollen ſie Alle eines Tages ſtolz ſein, die mich lieben — ich ſchwöre es! — — **Wahrlich**, wenn der Gedanke an den Kummer des Vaters **nicht** wäre und — — an Euch, Vittoria — ich liefe lieber heute fort, als morgen und pilgerte nach Rom, um mich dort in die erſte beſte Malerwerkſtatt zu verſtecken. Lieber Farbenreiber ſpielen, als — — Meſſen ſetzen.«

Er ſchwieg und ſah die Gefährtin traurig an. Sie ſaß dicht vor ihm, den Kopf zurückgelehnt an die Steinwand. Das Laubgewinde hing an beiden Seiten der Geſtalt herab wie ein Rahmen. Die größten Ranken hatte ſie ſpielend an ſich gezogen und um ihre Arme gewickelt — eine purpurne Azulea war ihr in's Haar gefallen und hing zwiſchen den ſchwarzen Flechten, eine andere Blüthe hielt ſie zwiſchen den Lippen. — Die braunen Wangen glühten, die Augen funkelten, es war ein Bild von üppigſter Lebensfülle, ein Bild, das den Traurigſten fröhlich machen mußte. Aber der arme Guido Reni hatte diesmal keine Augen für ihre junge Schönheit, ſein Herz blieb trotz dieſes Anblickes beklommen. Sie redete aber nicht gleich die kleine Vittoria, und als ſie begann, war ihre Stimme ſanft und klagend: »Ich dachte es mir ſo ſchön, daß wir Beide einmal mit einander durch die Welt ziehen könnten,« ſagte ſie — »ich ſingend und Ihr mit der Laute meinen Geſang begleitend. — Das

iſt nun Alles vorbei! — Meint Ihr nicht, daß die Leute uns Beide gern angehört und — — angeſehen hätten?« ſetzte ſie mit einem melancholiſchen Lächeln hinzu.

»Vittoria — das laßt Euch nicht kümmern. Ich denke, wenn Ihr eine große Sängerin geworden und ich ein ordentlicher Maler, dann werden wir ein beſſeres Paar, als es ſonſt geſchehen wäre — — das heißt, wenn Ihr den Maler Guido Reni noch eben ſo gern neben Euch dulden möchtet, als den Lautenſpieler!«

— Da fuhr ſie auf, Sonnenſchein in allen Zügen. — Wie lachte ſie ihn an — wie unruhig flog der Athem. — »Ihr habt Recht, Guido, ſo würde es doch beſſer ſein. — Ich verſpreche Euch, mit Eurem Vater zu reden und den Pasquini zu bitten, Euch ohne Erbarmen fortzujagen, wenn — — Ihr mir dagegen etwas Anderes verſprechen wollt!« Sie ſtockte und erröthete. —

»Alles.« —

»Ihr ſeid leichtſinnig wie ein Mann in Euren Worten! — Ich will nicht »Alles«, ich will nur ein Verſprechen von Euch. Gelobt mir hier in dieſe Hand« — und ſie ſtreckte ihm eine kleine, bräunlich gefärbte Hand entgegen, die er haſtig an ſich zog — — »daß Ihr nie das Bild einer Frau malen wollt, ſo lange — — — wir beide noch nicht verheiratet. Denn heiraten werden wir uns ja, das weiß ich nun. — Ihr dürft weder ein ſchönes noch ein häßliches Weib malen, Guido Reni — — hört Ihr — — nie, nie, als bis ich, die Vit-

toria, Euch die Erlaubniß dazu gab. Malt Landſchaften, Häuſer, Männer, Heilige, Kinder, Madonnen, Alles was Ihr wollt und — könnt — nur keine lebenden Frauen. — Würdet Ihr dies Gebot übertreten, ſo müßte ich Euch verlaſſen. Ich würde von Euch gehen — ohne Gnade und Erbarmen, ich ſchwöre es Euch! —«

Und Guido Reni verſprach Alles — er hätte die fabelhafteſten Gelübde abgelegt in dieſem Augenblick, wo der Hauch des ſüßeſten Athems ſeine Wange ſtreifte, und die warme, raſch pulſirende Mädchenhand in der ſeinen lag. — — Ob nun eben deshalb oder wegen der Drohung ihn zu verlaſſen oder endlich — — aus Sehnſucht nach Erfüllung ſeines glühenden Wunſches Maler zu werden — — wer weiß es?! — — —

Kaum eine Woche nach dieſen Geſtändniſſen und Gelübden führte Danielo Reni ſeinen Sohn in die Werkſtatt des Dionyſio Calvart und bat ihn, den Jüngling als Schüler aufzunehmen, was denn auch ſofort mit Freuden geſchah. Wie es der reizenden Bittenden gelungen, das Herz des alten Muſikers ſo ſchnell in ſolcher Weiſe zu wandeln, ſteht leider nirgends zur Nachahmung für ähnliche Fälle verzeichnet, nur die einfache Thatſache, daß es eben geſchah. — Freilich hatte die ſchöne Schlaue ihm wohl unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit die Ausſicht auf eine ſingende Schwiegertochter eröffnet, und dieſer Vorſtellung lag eine verſöhnende Macht für Danielo Reni. Die heilige Cäcilia mußte ihm unter ſolchen Verhält-

niſſen vergeben. Der Gedanke, daß ſpäter einmal der Name Reni durch die Frau ſeines Sohnes in der Muſikwelt hell aufſtrahlen werde, tröſtete den alten Muſiker in dem Schmerz, ſein Kind in das Feindeslager übergehen zu ſehen. — Und zudem verſäumten weder Vittoria noch Pasquini ſelber ihm wiederholt zu verſichern, daß Guido es höchſtens zu einem mittelmäßigen Organiſten gebracht haben würde. Der Ehrgeiz Reni's ſträubte ſich dagegen nicht den Erſten beigezählt zu werden, und ſo fügte ſich der treue Diener der heiligen Cäcilia ohne ſonderliches Murren in ſein Geſchick. — Er bat nur den Sohn in rührenden Worten fleißig zu ſein und nach Kräften zu lernen. Ach, das war eine unnöthige Mahnung.

Der Vater ſah ſich veranlaßt, gar bald dieſe ſeine Bitte zurückzunehmen. Guido Reni's Eifer war von der erſten Lehrſtunde an unbegrenzt, er ſehnte ſich die verlornen Jahre nachzuholen und gönnte ſich weder Tag noch Nacht Ruhe. Seine blühende Farbe ſchwand, ſein Schritt wurde matter, er ſchlief unruhig in jenen kurzen Stunden, die er wirklich dem Schlaf weihte, und vergaß bei Tage Speiſe und Trank. Aber ſeine Augen leuchteten von einem faſt überirdiſchen Feuer, ſeine Lippen umſpielte ein Lächeln des höchſten Glücks, und Vittoria Alcotti, die junge Sängerin, die man ſchon die Nachtigall von Bologna nannte, fand ihn heimlich ſchöner denn je zuvor. — Calvart erſtaunte täglich über die Fort-

ſchritte ſeines Schülers, der ſich in kurzer Zeit nicht mehr begnügte kleine Bilder ſeines Lehres zu copiren, ſondern ſelber zu ſchaffen begann. Die Bilder des jungen Reni fanden den lebhafteſten Beifall, und der ſchlaue, alte Meiſter wußte ſie mit nicht geringem Vortheil für ſeine eigene Caſſe zu verwerthen, indem er ſie an die Liebhaber zu hohen Preiſen veräußerte. — Das verſchwenderiſche Lob ſeines alten Lehrers wie aller ſeiner Freunde verwirrte und bedrückte aber die feine Künſtlernatur des Malers mehr, als es ihn erfreute. Vor Guido Reni's edler und großer Seele ſtand ein zu hohes Ziel und er fühlte ſo klar wie unendlich lang und mühevoll der Weg dahin. — Da geſchah es eines Tages, daß Dionys Calvart ſelber in einer Anwandlung von Großmuth ſeinen jungen Schüler in die Malerwerkſtatt der Carraccis führte, mit den Worten: »Sieh zu, mein Sohn, ob du von *ihnen* mehr lernen kannſt, als von mir, wo nicht, ſo ſäume nicht, ſondern pilgere nach Rom. Ich vermag dich Nichts mehr zu lehren.« —

Die Carraccis, der Oheim Lodovico mit ſeinen beiden Neffen Agoſtino und Annibald, ſtanden damals in der erſten Blüthe ihres Ruhms, ein leuchtendes Dreigeſtirn am Himmel der Kunſt der Malerei. Agoſtino, der Hochgebildete, war es, der in einem ſchönen Sonett ſeinen Oheim und Lehrer feierte und von deſſen Pinſel rühmte, daß er die Kühnheit eines Michel Angelo, die Naturwahrheit eines Tizian, die Harmonie eines Rafael, die Reinheit

des Styls eines Correggio und die Farbenfrische der Lombarden sich zu eigen gemacht. Man bewunderte aber trotz dieser Lobpreisung die Bilder der Neffen, die Himmelfahrt der Maria, die Madonna mit dem Johannes und viele andere, kaum minder als die Schöpfungen des Oheims, und bezeichnete sie als die eigentlichen Gründer einer neuen Schule, deren große Anhängerzahl bereits die Eifersucht der römischen Maler erregte. — Mit der lebhaftesten Freude nahmen nun diese drei Meister jenen vielversprechenden Schüler auf, von dem man bereits in Bologna zu reden begann. Seine zarte geistige Schönheit machte besonders auf den empfänglichen, leicht erregbaren Ludovico einen tiefen Eindruck, und er beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem jungen Reni. — Nichts gewährte ihm ein größeres Vergnügen als das Erröthen in seinen Wangen aufsteigen zu sehen bei jeder allzulebhaften Aeußerung des Lobes. Wie schön er dann war! »Ich meine oft das wahrhaftige Antlitz eines Engels zu sehen«, äußerte Ludovico einmal. — Guido Reni dagegen war entzückt über die Art des Unterrichts der Carracci und von dem regen Leben und Treiben ihrer Kunstschule, die den Namen der »Incamminati,« das heißt: »auf den rechten Weg Gebrachten« führte. — Schon längst hatte er mit heimlicher Bewunderung jene mythologischen Malereien an den Palästen der Zampieri, Magnani und Fara, in denen sich der viel gerühmte neue Styl der Carracci entfaltete,

betrachtet; — aber das Gefühl der Dankbarkeit gegen ſeinen erſten Lehrer Calvart war doch Sieger geblieben über das Verlangen ſeiner Seele, von ihm zu jenen vielgerühmten Meiſtern überzugehen. — Nun war durch Calvart ſelber auch dieſe ſtille Sehnſucht erfüllt, und er durfte, welch' Glück! in ihrer Werkſtatt arbeiten. — Der feingebildete Agoſtino hielt zudem ſeinen Lieblingsſchülern ſehr oft Vorträge über Geſchichte und Dichtkunſt und liebte es mit ſeiner reichen und ſchönen Stimme Verſe vorzuleſen. Es lag ein hoher poetiſcher Reiz in dem Verkehr der Lehrenden und Lernenden in der Werkſtatt der Carraccis und Guido Reni's ganzes Weſen erſchloß ſich wie eine Blume dem Lichte in der milden Wärme dieſer Atmoſphäre. Wie beredt wußte er ſie zu ſchildern jene köſtlichen Tage, jenes rege Leben und Treiben, wenn er Abends bei Vittoria Alcotti ſaß im tiefen Bogenfenſter des Wohngemachs, während Tereſa ſchlaftrunken lauſchte und auch bald genug den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ, und die beiden Muſiker auf und niederwandelten in allerlei gelehrten Geſprächen über ihre Kunſt. — Das Mondlicht fiel voll herein durch die grünlichen Scheiben und in dem breiten Lichtſtreif erſchienen die beiden jungen Geſtalten wie verklärt und das ergrauende Haar Tereſa's wie von geſponnenem Silber. Nichts war bezaubernder als die Contraſte der Züge Guido Reni's und ſeiner Gefährtin. Das Antlitz des jungen Mannes war ſo zart in den Umriſſen wie

in der Färbung, ſanfte Töne, gedämpfte Lichter. Vittoria's Kopf zeigte dagegen die Locken lichtbraun. Dort kühne Linien und geſättigte Farben, üppige Formen und tiefſchwarze, volle Flechten. Sie redeten wie die Jugend, allezeit von der Zukunft. — »Und doch zieht es mich nach Rom« — ſagte der junge Maler eben — »ich fühle, daß ich dort erſt die Erfüllung meiner Sehnſucht finden werde. — Es ſchlägt wie Flammen in mir auf im Gedanken an die ewige Stadt.«

»Nun — wenn Ihr dorthin geht, ſo kehre ich zu meinem Vater zurück, der jetzt in Rom leben will. Ich laſſe Euch nicht allein bei den römiſchen Frauen. Man ſagt, daß ſie Zauberinnen ſeien wie keine anderen Frauen Italiens.«

»Größere Zauberinnen als Ihr?« — —

»Ich hoffe nicht — aber ich bin doch nicht ohne Furcht um Euch. In jeder andern Stadt würde ich Euch lieber ſehen.«

»Und doch ſind die Römerinnen machtlos im Vergleich zu den Venezianerinnen, ſüße Vittoria. Denkt, ſie haben goldenes Haar und lichtbraune Augen!«

»Wie matt!« ſagte Vittoria verächtlich und warf die Lippe auf. »Goldenes Haar iſt häßlich! Redet von anderen Dingen, Guido Reni, Ihr langweilt mich! Aber vergeßt nie Euer Verſprechen, weder eine dunkle, noch eine helle oder gar eine goldblonde Frau zu malen! Hört Ihr?! — Nein — ſprecht jetzt nicht weiter —

erzählt Nichts — — ich will Euch etwas ſingen!« — Ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſprang ſie auf und hing ſich an den Arm des Pasquini. »Die Liebesarie des Agoſtini!« möchte ich einmal ſingen. Ihr hört ſie ja ſo gern!« bat ſie. — Und der Muſiker nahm ſeine Laute aus ihrem Gehäuſe und das junge Mädchen ſang nach der ſüßen Melodie des Agoſtini:

»Amore — soffrire — Tacere morire.«

Das war auch die Lieblingsarie ihres jungen Freundes.

Vittoria Alcotti ſaß wenige Stunden ſpäter ſchlaflos auf ihrem Lager. Die losgelöſten Flechten hingen über die prächtigen Schultern, das Nachtgewand fiel in leichten Falten um die vollendete Geſtalt. — Sie wußte, daß ſie heut ſchöner geſungen denn je, und dachte eben jetzt daran. — Wie oft hatte ſie ſich mit ihrem jungen Freunde über die Worte des Textes eben dieſer wunderſchönen Arie geſtritten. »Liebe iſt Leiden« — — war das wirklich ſo? — — »Je mehr Schmerz — je größere Liebe,« hatte Guido Reni geſagt. — Und ſie liebte ihn doch ſo heiß — aber kein Schmerz war dabei — — nur lauter Freude und Glück. — »Wir werden noch leiden, Vittoria — — — ich möchte keine Liebe ohne bittere Noth, Pein!« — Das waren ſeine Worte geweſen. — Wie ſie ſich erhitzt hatte bei ihrer Verſicherung, daß lieben nicht immer leiden ſei — daß

ſie ſelbſt nur glücklich und ohne Thränen lieben wolle, — und daß Glück feſter binde als Jammer und Leid. — Er ſchüttelte nur lächelnd den Kopf dazu und wiederholte immer wieder: »Amore soffrire.« — Es beunruhigte und ängſtigte ſie wahrhaft, daß Guido Reni ſo gern von jener Liebe reden und ſingen höre, die da Qual und Schmerzen bringt. — Er ſollte, er durfte ſie nicht kennen lernen jene Liebe — nie — nie! Sie wollte ihm nie Kummer machen, wollte ſein Leben ſchmücken, ihm ewig treu ſein — ihm zu Füßen liegen, ſo lange ſie athme, bis er ihr endlich geſtanden, daß Liebe Glück ſei. — Wie ſchön er war! — Sie betete ihn an, ſeit ſie ihn zum erſten Male geſehen, und von ihm laſſen, hieß vom Leben ſelbſt laſſen. Für ihn allein wollte ſie reizend ſein, für ihn allein ſang ſie. Ihre Töne ſollten zur goldenen Kette werden, die ihn feſthielt für alle Zeiten. Mit Stolz ſagte ſie ſich, daß ihre Schönheit ſo ſiegend wie ihre Stimme — — und beide vereint mußten ihn ja feſſeln. O wie ſie ſich ſehnte, eine große Sängerin zu werden — gefeiert, bewundert von aller Welt. Aber einzig und allein um ſeinetwillen. Ihm Ruhm, Glanz und Ehre und den ganzen Schatz ihres Weſens zu Füßen zu werfen, ihm zu ſagen: »Nur wenn Du es mit mir theilſt, will ich es behalten,« das war ihr ſeligſter Gedanke, ihr glühendes Verlangen.

Und Er? — Nun, er bewunderte und liebte ſie mit ruhiger, ſanfter, wunſchloſer Zärtlichkeit, und wenn er der Zukunft gedachte — ſchwebte ihre vollendete Geſtalt durch die Räume ſeiner einſtigen Malerwerkſtatt als ſein liebendes und geliebtes Weib. — War das die echte Liebe? — Amore — soffrire. — —

Aber wie denn kein Himmelsgewölbe Jahr aus Jahr ein ohne Wolken denkbar, ſo auch keine längere Zeit des Menſchenlebens ohne den Schatten von Sorge und Kümmerniſſen. Guido Reni fing an unter den Aeußerungen des Neides zu leiden, den Annibal Carracci den Leiſtungen des jungen Schülers gegenüber empfand, und weder ſein väterlicher Schützer Lodovico noch ſein brüderlicher Freund Agoſtino vermochte ihn vor den Gehäſſigkeiten des Erbitterten zu ſchützen. — Mit ihm zugleich wurde aber noch ein anderer Maler in ähnlicher Weiſe gequält und verfolgt, deſſen großes Talent ebenfalls in Bologna Aufſehen erregte, es war der junge Guercino, von deſſen zartem, graziöſen Pinſel und braunen Feueraugen die Frauen beſonders entzückt waren. Er aber war nur entzückt von den Augen der Sängerin Vittoria Alcotti, jener Grauſamen, die doch nimmer einen Blick hatte für ihn. Nach langem Hin- und Widerreden und heftigem Kampf kehrten denn endlich dieſe beiden Schüler der Carracci ihren Lehrmeiſtern und dem düſtern Bologna wirklich den Rücken, um überzuſiedeln

in die Roma nobile. — — Zu gleicher Zeit verſchwand auch Vittoria Alcotti, um ihren Vater auf einige Zeit zu beſuchen und ſich, wie ſie ſagte, von den allzugroßen Anſtrengungen ihrer Studien zu erholen.

R o m.

Es war ein luſtiges Leben, das jene drei Maler mit einander zu führen ſchienen, die ſich dem Hauſe des Baumeiſters Alcotti gegenüber einquartirt hatten, wenn man es auch eben kein ſehr geregeltes nennen konnte. — Zu Guido Reni und Guercino hatte ſich nämlich noch ein toller Burſche geſellt: Francesco Albani, ein geſchickter Maler, aber dem Kartenſpiel und wilden Treiben gewaltig ergeben. — Der riß denn auch ſeine beiden Gefährten mit oder ohne ihren Willen in den brauſenden Strudel hinein, in welchem er ſelber umhertrieb. Ganze Nächte verſpielte man, um am Tage trotz alledem heilige Bilder zu malen und fleißig zu ſtudiren. — Guido Reni lebte gleichſam in einer doppelten Berauſchung — einmal betäubte ihn das tolle Leben und dann das Schauen der Werke eines Michel Angelo und Rafael. — In dem glühenden Verlangen ſeiner Seele, Großes zu erreichen, vom brennendſten Ehrgeiz erfüllt ſeine Studiengenoſſen zu überflügeln, ergriff er in dieſem erſten Taumel jede Hand, die ſich ihm helfend entgegenzuſtrecken ſchien. So meldete er ſich

denn auch zur Arbeit in der Werkstatt eines damals vielgerühmten Mannes, des Schnellmalers Alpino, dessen kecke Pinselführung in Rom Aufmerksamkeit erregte und viele Schüler an sich zog. Alpino empfing dies wunderbare Talent, das sich unter seinen Schutz begab, mit äußerster Zuvorkommenheit, gestand aber gar bald lächelnd, daß der junge Reni viel zu sorgsam arbeite, um von ihm mehr als einige kleine Effecte und Kunstgriffe zu lernen, machte ihn dagegen auf die blendende Weise des Caravaggio aufmerksam und rieth ihm dringend in dessen Manier sich zu versuchen. Dieser Meister nun galt für das Haupt der sogenannten Naturalisten und als einer der größten Gegner der Schule von Bologna. Er malte Märtyrer mit erschreckender Wahrheit und grausame Henkersscenen, voll Blut und Todesschweiß, mit erschütternder Treue. Auf die empfängliche Seele Guido Reni's machten die Schöpfungen des Caravaggio sofort einen gewaltigen Eindruck, und die Frucht desselben war ein großes Bild: »Die Kreuzigung Petri.« Der Kopf des Gemarterten hing unmittelbar über dem Boden, die Füße waren oben am Kreuze befestigt. Der Ausdruck der gräßlichen Qual, sowie die Färbung des Fleisches erregte Bewunderung und Entsetzen zugleich. — Ganz Rom staunte das Bild an, es machte ein ungeheures Aufsehen. Die Anhänger der Schule von Bologna sahen aber in dieser Schöpfung einen Abfall und eiferten heftig gegen den Abtrünnigen, die Schüler Caravaggio's dagegen betrachte-

ten es als einen Verſuch, den Ruhm ihres Meiſters zu ſchmälern, Caravaggio ſelbſt empfand eine Regung zornigen Neides beim Anblick eines Werkes, das ſo viel von ſich reden machte. Welch' gefährlicher Nebenbuhler erwuchs ihm da plötzlich in jenem jungen ſchönen Maler mit den ſanften Augen. — Das Einzige, was ihn mit dem Künſtler immer wieder verſöhnte, ſo bitter er ihn oft zu haſſen verſuchte, war ſeine faſt kindliche Beſcheidenheit. — Wie alle vornehmen Naturen war Guido Reni ein Feind aller Ovationen und öffentlichen Lobpreiſungen. In jener Zeit, als man von ſeinem Bilde redete und ihn als den Schöpfer desſelben anſtaunte, wo er ſich blicken ließ, verließ er eben deshalb bei Tage ſeine Wohnung nur, um zu Vittoria Alcotti hinüberzuſchlüpfen. O mit welchem Neide ſah Guercino ihm dann nach! — Wie mißgönnte er ihm dieſe ſtrahlende Braut! Tauſendmal mehr als ſeinen Ruhm. — Liebte er doch die junge Sängerin mit der heftigſten Glut, ſeit er zum erſten Mal ihren blitzenden Augen begegnet, und ſchalt ſeinen Studiengenoſſen einen kalten Träumer, der nimmer verdiene, daß ihn die ſüßeſten Lippen der Erde küßten. — An ſeiner Stelle ſein zu dürfen — welche Seligkeit — welche wahnſinnige Luſt! Seine Eiferſucht ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Was hätte er darum gegeben, den Guido Reni einer Untreue anklagen zu können, an ihm irgend einen Fehler zu entdecken, um dieſen dann der Vittoria warnend mitzu-

theilen, — — aber das Thun und Treiben des jungen Malers lag offen vor Aller Augen, da gab es Nichts zu verheimlichen und zu verbergen, und was die durchspielten Nächte betraf, ſo wußte Vittoria darum und lachte darüber. Auch liebte der berühmte Baumeiſter Alcotti dieſen ſeinen künftigen Sohn mit ſtolzer Zärtlichkeit, und als Guido Reni kaum ſechs Monate in Rom, wurde die Hochzeit Vittoria's und Guido's auf den nächſten Herbſt feſtgeſetzt. — Bis zur Stunde hatte denn auch der junge Maler jenes Gelübde treu gehalten, das er einſt der kleinen Eiferſüchtigen gegeben, und trotz aller Fragen und Bitten niemals den Pinſel angeſetzt zu dem Portrait einer Frau. — Die Frauen ſchienen eben keinerlei Eindruck zu machen auf ſeine Sinne und ſein Herz, obgleich ſie ihn anbeteten und ihm huldigten, wo er ſich nur zeigte. Er ſchien es nicht zu gewahren und hatte jenen bezaubernden ſchwärmeriſchen Blick für Alle, der Vittoria ſo entzückte, jenes ritterliche Weſen, das jeden kleinen Dienſt wie eine ausſchließliche Huldigung erſcheinen ließ, für Jede. — Er zeichnete Keine aus — — ſelbſt kaum ſeine eigene Braut. — Ob Vittoria das fühlte? — — Wenn er bei ihr war, ſicher nicht. — Dann hingen ja ihre Blicke an ihm, dann lauſchte ſie ſeinen Worten mit einer ſo tiefen, leidenſchaftlichen Bewunderung, daß Guercino ſich verzweifelnd ſagte: »Sie würde nicht aufhören ihn zu lieben, ſelbſt wenn er ein Mörder und Dieb!« — —

Es kam aber eine Zeit in Rom, wo man nicht mehr ſo viel von dem ſchönen Reni redete, obgleich er wiederum ein ungeheures und ergreifendes Bild vollendet: »den Kindermord in Bethlehem,« eine Zeit, wo man überhaupt kaum mehr an etwas Anderes dachte als an den furchtbaren Prozeß der Familie Cenci, der, nachdem er ſich viele Monden hingezogen, nun mit dem Todesurtheil zweier Frauen und eines jungen Mannes endete. O, es war eine grauſige Geſchichte voll Verbrechen, Blut und Thränen, dieſe Geſchichte der Cenci, man wagte ſie ſich nur leiſe flüſternd zu erzählen: ein Vater, der für die Schönheit der eigenen Tochter in frevelhafter Liebe entbrannte, ein Weib, das in wahnſinniger Eiferſucht auf eben dies Kind einer früheren Ehe ihren Gatten ermordete und die Tochter als Thäterin bezeichnete. Und als auf dieſe gräßliche Beſchuldigung der Bruder der jungen Angeklagten, der ſchöne Giacomo Cenci, auftrat für die Schweſter, freiwillig die furchtbare That des Vatermordes auf ſich nehmend, um die Theure zu retten — — als der zweite Bruder, noch ein Knabe, ſich auch noch den Helfershelfer nannte aus Liebe zu ihr, — da ſchwor Beatrice Cenci, ſie allein habe mit ihren eigenen ſchönen Händen den Vater getödtet. — — — Dies entſetzliche Drama war nun endlich zum Abſchluß gelangt. Man verurtheilte nach gewaltigen Kämpfen unter den Richtern ſelbſt beide Frauen als die Mörderinnen, ſo wie Giacomo als ihren Beiſtand. — Ganz Rom gerieth

durch dieſen Spruch in Aufregung. Die vornehmſten Familien verwandten ſich für die Begnadigung der Geſchwiſter. Vergebens, der Papſt, Paul V., blieb unerbittlich, nur der Knabe Bernardo wurde freigeſprochen. — Auch in den Malerwerkſtätten wie überall wurde viel hin- und widergeredet über dies empörende Verbrechen im Schooße der höchſten Ariſtokratie. Es gab eine große Anzahl Frauen und Männer, die an der Unſchuld von Beatrice Cenci zweifelten und ſie jenes Verbrechens anklagten, um deſſenwillen ſie nun den Tod erleiden ſollte. — Die erregbare Phantaſie Guido Reni's beſchäftigte ſich wider Willen Tag für Tag mit der unſeligen Vatermörderin, deren Schönheit man als eine wunderbar beſtrickende ſchilderte. Er dachte ſie ſich groß, finſter, dunkel von Augen und Haar wie die Nacht, mit dem dämoniſchen Lächeln einer Zauberin und dem Weſen einer Königin. — — Und ſolch' ein Weib ſollte ſchmachvoll ſterben durch Henkershand?! Das Beil des Henkers ſollte ſolchen ſtolzen Nacken durchſchneiden, die Pracht ſchwarzer Locken, das Entzücken manches Liebenden vielleicht — von Blut triefen! — Ihn ſchauderte und doch kehrte er immer wieder mit ſeinen Gedanken zu dieſer ſchauerlichen Vorſtellung zurück. Er liebte es über den Prozeß der Cenci zu reden, und ſeine Freunde nannten ihn bald ſcherzend den Anwalt der Vatermörderin. —

Eines Abends ſaß er, wiederum in Gedanken an dieſe grauenvolle Tragödie verſunken, an dem Fenſter

ſeiner Werkſtatt. Er hatte ſeit einiger Zeit ſich ein Atelier eingerichtet, in dem er ganz allein arbeitete, das Geſchwätz Albani's und Guercino's fing an ihn zuweilen, zu beläſtigen und ungeduldig zu machen. — Träumeriſch ſchaute er hinab in den Garten, der ſchon in tiefem Schatten lag und nur betäubende Düfte zu ihm emporſendete. Die Gefährten hatten diesmal vergebens gelockt — er empfand heute kein Verlangen nach dem ſonſt ſo anziehenden Kartenſpiel. Es war die Zeit der Roſen und die Welt war ſo ſchön! — Sein Herz war erfüllt von jener leiſen köſtlichen Melancholie, in der uns alle Schönheit der Erde doch nur wie ein Vorſpiel einer andern berauſchenderen Seligkeit erſcheint.— Der Abend gehörte ihm — wirklich ihm allein, denn — Vittoria hatte mit ihrem Vater Rom für eine kurze Zeit verlaſſen, um ihn nach Argenta zu begleiten. — — Dachte er wohl an ſie, ſeine liebeglühende Braut, als er eben ſo tief aufſeufzte? — — Nein. Die Trennung von ihr hatte ihm keinen Schmerz gebracht, ſie waren heiter von einander geſchieden — ſie ſollten ſich ja bald wiederſehen, um ſich dann nie mehr zu trennen. Er ſtand am Ziele ſeiner Wünſche. Und doch fühlte er eben jetzt eine ſeltſame heiße Sehnſucht ohne Namen — eine Sehnſucht, die nicht einer Geliebten galt, ſein ganzes Inneres durchfluten. Ein glühendes Verlangen nach einem Glück ohne Ende, nach einer Seligkeit ohne Maaß kam über ihn. — Es war ihm als müſſe er nach den Sternen

greifen, um ſie herabzuziehen an ſeine Bruſt. — Ein tiefer Seufzer in ſeiner Nähe ſchreckte ihn auf. — — Hatte er denn ſo tief geträumt, daß er nicht die Schritte eines Nahenden vernommen? — Er wendete langſam den Kopf. Ein Knabe, in dunklen Sammet gekleidet, ſtand neben ihm. — Das Mondlicht fiel auf ein todtblaſſes Kindergeſicht, von blonden Locken eingefaßt. Dunkle Augen blickten halb flehend halb trotzig zu ihm auf. — Das Kind zitterte heftig — es verſuchte zu reden, aber kein Laut entfloh den Lippen. Von tiefem Mitleid ergriffen, ſchlang da Guido Reni den Arm um die zarte Geſtalt und den Knaben ſanft an ſich ziehend fragte er: »Was fehlt Dir? Wie kann ich Dir helfen?« — —

Der Ton ſeiner Stimme, der Ausdruck ſeines Geſichts, das jetzt in der That ganz ſo erſchien, wie es Lodovico Carracci ſo oft zu ſehen glaubte, — eines Engels Antlitz — löſte den Bann der Angſt und Scheu, der die junge Seele zu bedrücken ſchien. Der Knabe ſtieß einen verzweifelten Schrei aus und umklammerte mit ſeinen Armen den Hals des Malers. — — »Ihr ſollt Beatrice malen, meine Schweſter — — ehe ſie ſterben muß. Ich will ein Bild von ihr haben! Nur dann kann ich leben. Und ſie will, daß ich leben ſoll! Der Kerkermeiſter wird Euch einlaſſen zu ihr — — er hat es mir verſprochen; — — und Beatrice will es Euch — aber nur Euch, Guido Reni, geſtatten ſie zu malen. Sie ſagt, daß ſie Euch einmal vor Monden in der Meſſe geſehen! Morgen früh

werdet Ihr mich rechts an der ersten Säule der Colonnaden des St. Peter finden — — dann führe ich Euch zu ihr. — Wollt Ihr barmherzig sein?« — —

Welch' wundersame Gefühle bestürmten den Maler bei dieser, in abgerissenen Sätzen und gebrochenen Lauten gestammelten Bitte. — Er vermochte nicht zu reden — er preßte nur das Kind heftig an sich. Wild schlug sein Herz, fantastische Gestalten standen auf und drängten sich nah und näher heran. — Männer mit stolzen Stirnen und drohenden Mienen, unter ihnen Einer, emporragend über die Häupter Aller, ein Mann mit einer klaffenden Wunde an den Schläfen. Neben ihm Frauen mit gelöstem Haar und Ketten an den Händen und Allen voran die zarte Gestalt des bleichen Knaben Bernardo, der um das Bildniß der Schwester bat. Und dazwischen tauchte das blühende Gesicht Vittoria's auf, und er hörte ihre leidenschaftliche Stimme, die ihn mahnte: »Gedenke deines Versprechens.« Wie abwehrend erhob er die Hand gegen ihre Gestalt. — — Wie im Traum war ihm zu Sinnen. — — Wie Schleier hing es vor seinen Augen. — Hatte er sich nicht herabgebeugt zu dem Kinde und ihm zugeflüstert: »Ich komme!« Er wußte es nicht mehr — als es klarer wurde um ihn und in ihm, fand er sich allein. — —

Als die beiden Gefährten Guido Reni's im Morgengrauen nach Hauſe zurückkehrten, fanden ſie die Thür ſeiner Werkſtatt nur angelehnt. Guercino ſteckte den Kopf hinein. Der junge Maler ſaß noch in derſelben Stellung, in der ſie ihn verlaſſen. — Verwundert blickte er auf die Eintretenden. »Kommt Ihr ſchon heim?« fragte er. —

»Schon?!« — Albani brach in ein helles Gelächter aus. — »Schwärmer, Träumer! — Es iſt ja die Morgenröthe, die auf unſere Stirnen fällt! Wo wart Ihr denn, Guido Reni?«

»Hoffentlich bei ihr, — Eurer Braut,« murmelte Guercino finſter.

Ja wo war er geweſen? — — Mit all' ſeinen Gedanken, mit tauſend Fragen und Zweifeln bei ihr, der dämoniſchen Zauberin, der rettungslos Verurtheilten, bei Beatrice Cenci, deren Bilder zu malen gelobt. —

Seit jenem Tage verſchwand Guido Reni an jedem Morgen aus ſeiner Wohnung und kehrte erſt in der Dämmerung wieder heim. Dann aber ſchloß er ſich in ſeine Werkſtatt, die neben ſeinem Wohnzimmer lag, und ließ Niemanden ein. — Seine Gefährten begegneten ihm zuweilen auf der Treppe oder in der Thür — — er huſchte aber an ihnen vorüber wie ein Fremder. Und wenn ſie ihn feſtzuhalten verſuchten mit allerlei loſen

Reden, ſo riß er ſich los und entfloh. — Seine Bläſſe war faſt erſchreckend, ſein Blick düſter und unſtät.

»Er iſt in die Hände einer Hexe gefallen, die ihm das Blut ausſaugt,« ſagte Guercino einmal — »Vittoria wird ihn ſehr verändert finden.«

»Die mal aria hat ihm das Fieber gebracht,« meinte Albani kopfſchüttelnd.

Das ſeltſame Treiben des jungen Malers währte über eine Woche — — dann kehrte er eines Tages nach Haus zurück und verließ es nicht wieder; bei verſchloſſenen Thüren und verhangenen Fenſtern lag er auf den Knien neben einem halbbewußtloſen Knaben, den er auf ſein Lager gebettet hatte. — Tief in die Kiſſen drückte er das lockige Haupt des bleichen Kindes mit ſeinen beiden zitternden Händen, es ſollte das Läuten der Glocken nicht hören. — Welch' gräßliches Läuten! — Niemand fragte in jenen Stunden nach den Beiden — Niemand vermißte ſie. —

Das Haus war ſtill und leer — aber draußen in den Straßen drängte ſich eine wirre Menſchenmaſſe, — ein ſummender Bienenſchwarm, der ſich endlich in ein brauſendes Meer verwandelte, über das die tiefen ſchauerlichen Glockentöne des St. Peter hinzogen: — ganz Rom wollte die Hinrichtung der Familie Cenci ſehen. Von Nah und Fern war man zu dem blutigen Schauſpiel herbeigeſtrömt — — ſelbſt der Baumeiſter Alcotti mit ſeiner Tochter war deshalb eigens einen Tag früher

heimgekehrt. Vittoria ſtand mitten unter den Anderen bleich und erwartungsvoll auf der ſpaniſchen Treppe, um den Zug von ferne vorübergehen zu ſehen. Guercino war es, der ſich zu ſeinem Entzücken allein an ihrer Seite ſah.

Zerſtreut blickte ſie auf das Getümmel.

»Wo bleibt Guido Reni?« fragte ſie wieder und wieder ihren jungen Gefährten. »Ich ſandte dieſen Morgen nach ihm — ſeine Thür war verſchloſſen.«

»Das iſt ſie jetzt allezeit,« — lautete die Antwort. »Er iſt ſeltſam, Euer Verlobter — vielleicht krank. Wir ſehen ihn faſt nie — er geht geheime Wege und redet kaum mehr mit uns. Auch hat er jetzt eine Werkſtatt für ſich allein.«

Sie ſah den Sprecher ſtrafend und doch auch furchtſam an. — »Zürnt mir nicht, Vittoria,« fuhr er ſanft fort, »aber es iſt wie ich Euch ſagte. Vielleicht war es nicht gut, daß Ihr ſo lange von ihm gegangen. —«

Ein Blitz aus ihren Augen traf ihn. — — »Schweigt und helft mir aus dem Gedränge,« herrſchte ſie ihn an, »ich will nach Hauſe. Es iſt entſetzlich und barbariſch auf ein Weib zu warten, das ſie zum Tode führen. Ich will nichts ſehen!« —

Und er mühte ſich ihrem Befehle Folge zu leiſten — — aber ob es nun wirklich ſchwierig war, dem wogenden Gedränge zu entfliehen, oder ob Guercino, von dem Glück berauſcht, die Hand der Geliebten zu halten,

absichtlich die Schwierigkeiten zu erhöhen suchte und den möglichst weiten Weg wählte — genug, sie kamen erst vor der Wohnung Alcotti's an, als die Abenddämmerung schon hereingebrochen war. Die Glocken waren längst verstummt — die Gerichteten standen vor ihrem barmherzigsten Richter — die Menge, erschüttert von dem Ungeheuren, dessen Zeuge sie gewesen, verlief sich allgemach. Vittoria stand tiefaufathmend still. — Sie war eine Andere geworden während dieses Ganges mit Guercino. Einzelne Worte, die er hingeworfen, begleitet von mitleidigen Blicken, hatten ihr Blut aufgeregt und ihre nur leise schlafende Eifersucht erweckt. — Ihre Pulse schlugen wild — — ein Chaos von Gedanken durchwirbelte ihren Kopf. »Es ist Licht in seiner Werkstatt,« flüsterte jetzt Guercino. »Soll ich euren Verlobten rufen, ihm zu sagen, daß Ihr heimgekehrt? Ich denke, er wird es mir danken!« —

Sie nickte und folgte ihm langsam in das Haus. — — Unten an der Treppe stand sie still, nach Athem ringend, so mächtig klopfte ihr das Herz. Erwartungsvoll schaute sie zu ihm auf, als er wieder herabkam.

»Er hört mich nicht — — oder will mich nicht hören — — ich rief und klopfte vergebens. — Es scheint aber, daß irgend ein Fremder bei ihm — ich hörte flüsternde Stimmen, ersticktes Weinen!«

Vittoria flog, ohne zu antworten, die Treppe hinauf — Guercino vermochte ihr kaum zu folgen. Aber kein

Blutstropfen war mehr in ihrem Geſicht, als ſie ihre Stirn gegen die Thür der Werkſtatt Guido Reni's neigte. —— Man hörte in der That drinnen flüſtern. — Das Mädchen erkannte deutlich die Stimme des Geliebten. Worte der Liebe, Laute der Zärtlichkeit, vielleicht keinem andern Ohr verſtändlich — drangen zu ihr. — —

Mit der Verzweiflung einer Ertrinkenden griff ſie nach dem Arm Guercino's. — Eiſigkalt waren ihre Finger, als ſie ſeine Hand ſtreiften, er erſchrak vor ihrer Berührung. — »Laßt uns zurückgehen!« ſagte ſie kaum hörbar.

»Ein zweiter Eingang zu der Werkſtatt führt durch ſein Wohnzimmer,« flüſterte Guercino. »Vielleicht iſt jene Thür offen.« — —

Einen Augenblick ſchwankte ſie doch — ihr Stolz und ihr weibliches Gefühl ſträubten ſich an ſolchem Ueberfall Theil zu nehmen, aber die Qualen der Eiferſucht überwanden dieſe Empfindungen und ehe ſie ſich ſelbſt beſann, ſtand ſie in dem Wohnzimmer des Geliebten. — Noch einen Schritt und ſie trat auf die Schwelle des matterleuchteten Ateliers. — Welch' ein Anblick! — — Guido Reni kniete vor ſeiner Staffelei, vor der eine Lampe brannte. In ſeinen Armen hing ein todtbleicher Knabe, deſſen Stirn und Augen er immer und immer wieder mit zärtlichen Küſſen bedeckte. — Dann und wann warf er einen Blick leidenſchaftlicher Trauer, glühender Bewunderung auf ein Bild — — einen Blick,

wie Vittoria ihn nie von ihm empfangen. — — Ihre Augen folgten den ſeinen und hafteten ſtarr auf dem Bilde: — — es war ein weibliches Portrait. —

Was war es, das die Blicke Vittoria's mit ſo magiſcher Gewalt feſthielt, an jenem Antlitz, das ſo lebenswarm ſich von dem grauen Grunde löſte? — — War es das Licht, das dieſe großen Augen ausſtrahlten? War es die Farbenpracht des Fleiſches, dieſer zauberiſche, roſige Schimmer, — trotz aller Bläſſe der feinen Züge? — Ein blaues Tuch war turbanartig um den Kopf geſchlungen, das blonde Haar, goldig leuchtend wie bei den Frauen des Tizian, quoll in üppigſter Fülle darunter hervor. Hals und Schultern verhüllten die Falten eines durchſichtigen Gewandes und das Antlitz ſchaute über die linke Schulter weg — mit unendlich graziöſer Biegung des Halſes aus dem Bilde heraus den Beſchauer an. — Die Stirne erſchien etwas niedrig, aber edel, die Naſe fein, der Mund üppig, reizend geformt, die Lippen ſchwellend von ſüßeſter Lebensluſt. Sie eben bildeten den wunderſamſten Contraſt zu den todesbangen, flehenden zärtlichen Augen. Thränenſchwer, von jener Farbe des durchſichtigſten Braun, wie man ihn eben nur den Augen der Frauen Venedigs nachrühmte, blickten ſie unter dem Schutze der langen ſchwarzen Wimpern hervor. — Sie hätten einer Märtyrin angehören können, einer büßenden Magdalena, einer Hei-

ligen, die Lippen nur einem glühenden, liebenden und geliebten Weibe. —

Vittoria empfand einen namenlosen Schmerz in ihrem Herzen, ein Weh, wie sie es noch nie gefühlt. — Sie sagte sich, daß sie selbst schöner — — viel schöner als diese unbekannte Frau, und dennoch wußte sie, daß sie ihren Geliebten verloren durch sie. — Diese Frau konnte keine Nebenbuhlerin sein, sie war eine Siegerin — überall, wo sie siegen wollte. — Die Hände des Mädchens sanken ineinander, — die Augen hingen halb in Bewunderung verloren, halb in Verzweiflung an diesem Antlitze. — Vittoria hatte Alles ringsumher vergessen — — es war Nichts mehr da für sie, als dieses Antlitz und — eine endlose Wüste. —

Da hörte sie die harte Stimme Guercino's fragen: »Wißt Ihr auch, wen Ihr da bewundert? — — Es ist Beatrice Cenci — die Vatermörderin!« —

Dem schrillen Aufschrei des Mädchens antwortete ein anderer nicht minder lauter Schrei: Guercino fühlte sich im Nu ergriffen und zu Boden gerissen. Kleine Hände umspannten seinen Hals mit Riesenkraft, — ein bleiches zartes Knabenantlitz neigte sich über ihn und ein Mund, der an die Lippen jenes Bildes erinnerte, flüsterte im heiseren Tone der Wuth: »Widerruft, was Ihr gesagt, oder — ich tödte Euch!« —

»Laß ihn los, Bernardo, mein armer Knabe,« sagte jetzt die sanfte Stimme Guido Reni's, — und Guercino

fühlte ſich befreit. — »Steht auf und verlaßt mich — — ich habe mit Vittoria Alcotti allein zu reden. — — Und Du, mein Knabe, geh' in unſer Schlafzimmer, lege Dich nieder — — Du bedarfſt der Ruhe. — — Ich werde bald bei Dir ſein.« — —

Sie waren allein. — Er ſchloß ſcheinbar ruhig die Thür der Malerwerkſtatt, — — Vittoria war auf einen Schemel geſunken und ſah finſter zu dem Geliebten auf. — Er ſchritt langſam auf ſie zu und kniete vor ihr nieder. — — »Hört mich an,« bat er mit ſeiner unwiderſtehlichen Stimme, »ich habe Euch eine Beichte abzulegen, die uns trennen muß. Seid ruhig, unterbrecht mich nicht — es iſt nicht mehr zu ändern. Arme Vittoria — ich hatte doch Recht: »Amore soffrire.« — Ich habe mein Gelübde gebrochen — ich habe ein Weib gemalt — und Ihr habt ein Recht, mir zu zürnen. Dies verlaſſene Kind, das Ihr eben geſehen, bat mich um das Bild der todtgeweihten Schweſter. — — Ich vermochte ſeinem Flehen nicht zu widerſtehen. — — — Und dann ſah ich Beatrice, das ſchuldloſeſte Weib unter der Sonne. — — Ich hörte den erſchütterndſten Streit glühendſter Geſchwiſterliebe, der je auf Erden geſtritten worden. Jedes wollte ja die dunkle, furchtbare That auf ſich nehmen, um das Andere zu retten — o Vittoria, der Kerker verwandelte ſich in eine Kirche, und das Heiligenbild darin war jene blonde Frau. — — Des ſchönen Giacomo Opfer nahm man an — — aber ohne Beatrice

freizusprechen. — Bernardo allein wurde für schuldlos erklärt — man gab ihm die Freiheit wieder. — In der Verzweiflung darüber wollte er sich tödten. — — Da sandte ihn Beatrice zu mir. — Und während ich sie malte, redete sie über den Knaben — — — und als ich von ihr Abschied nahm — übergab sie ihn mir als ihr heiligstes Vermächtniß für immer. —

»Ich werde ihn hüten bis zu meinem letzten Hauch, — — es wird von nun an die einzige Aufgabe meines Lebens sein, über Bernardo, den Bruder Beatricens, zu wachen. — — Die einzige — sagte ich, Vittoria — — ich komme mit diesem Worte zu dem schwersten Theile meiner Beichte. — — Seht mich an — — Ihr müßt mich verwandelt finden. Jene Tage im Kerker haben mich zu einem anderen Manne gemacht. Es ist etwas in mir mit Beatrice Cenci zu Grabe gegangen, — — mein Herz. — — Sie nahm es mit sich, Vittoria, — ich konnte ihr nicht wehren und sie zieht meine Seele nach — ich fühle es. — Nennt es bösen Zauber, nennt es den Blick eines Dämons — — — als ihre Augen den meinen begegneten, wußte ich, daß ich noch nie ein Weib der Erde geliebt und nie wieder ein Weib lieben könne. — Wer Beatrice Cenci angeschaut, der kann keine andere Frau mehr anschauen mit dem Verlangen, sie zu besitzen. — Nennt mich krank — wahnsinnig — frevelhaft — ich sage Euch aber, daß ich sie hätte lieben müssen, lieben in alle Ewigkeit, und wäre sie so verbreche-

riſch, als ſie ſchuldlos iſt. — Nie können dieſe Lippen wieder die Lippen eines Weibes in Liebe berühren, ſeit mein Mund auf Beatricens ſchlanker, bleicher Hand geruht. — Dies Weib hat in jenen Stunden im Kerker meine Augen verzaubert wie meine Seele, daß ſie nun nichts Anderes mehr ſehen und lieben als eben ſie, die beiden Todten, und jenen Knaben, den ſie meiner Sorge anvertraut, — Jeder, der in ihre Nähe kam, hat dieſen ſeltſamen Zauber empfunden, — nur eine Einzige nicht, jene furchtbare Frau, der Gott verzeihen möge, jene Frau, die in wahnſinniger Eiferſucht auf die Schönheit der Tochter ihr Haupt dem Tode weihte. —

„Da habt Ihr die volle Wahrheit, Vittoria Alcotti. Ihr ſeht, daß ich rettungslos verloren bin. Ihr ſeht, daß Ihr Euch mühen müßt, den Mann zu vergeſſen, der Eure Schönheit und Eure ſüße Stimme ſo gering achtete. Und Ihr werdet ihn vergeſſen! Eure Kunſt wird Euch tröſten und die edelſten Männer werden um Eure Liebe werben. — — Legt mich zu den Todten, Vittoria — wo mein Herz ſich hingebettet.“

Er wollte ihre Hand ergreifen — ſie ſtieß aber einen verzweifelten Schrei aus und ſchleuderte ſie von ſich. Dann ſprang ſie auf und ſtürzte fort. —

Wenige Wochen nach dieſem Vorfall erzählte man ſich in Rom die ſeltſame Geſchichte, daß die Tochter des Baumeiſters Alcotti, deren ſüße und mächtige Stimme

alle Muſiker, die ſie hören durften, entzückte, und deren Schönheit nicht nur den armen Guercino um ſeine Beſinnung brachte, als Nonne in das Kloſter der Schweſtern vom Herzen Jeſu eingetreten ſei. — Was ſie ſo plötzlich zu dieſem Entſchluß gebracht, wußte Niemand, unter ihren Freunden herrſchte große Beſtürzung darüber und der Vater Vittoria's war in den heftigſten Zorn gerathen. Man bot Alles auf, das Mädchen zu einer Aenderung ihres Entſchluſſes zu bewegen. Selbſt Pasquini und Tereſa eilten, als dieſe ſeltſame Kunde zu ihnen drang, von Bologna nach Rom, um den Liebling zu beſtürmen, der Welt nicht zu entſagen — vergebens. Sie verlor zwar zum erſten und einzigen Mal am Sprachgitter ihre Faſſung, als ſie dieſe beiden theuren Geſtalten ſah — weinte heftig — allein dieſer Beſuch blieb ebenſo erfolglos als jeder andere. — »Ich will jene Stimme, die Ihr Alle ſo liebt, zu Ehren Gottes und zu Eurer Freude fortan verwenden, in *ſeinem* alleinigen Dienſt,« erklärte ſie auf alle Fragen und Bitten. Und wiederum verſtanden die beiden Geſchwiſter das wunderliche Mädchenherz nicht — — aber diesmals blieb es mit ihnen noch vielen Anderen ein Räthſel. — Ihren früheren Verlobten wieder zu ſehen, weigerte ſie ſich. — Allen Uebrigen ſchien ſie ruhig, ja faſt heiter — und die Aebtiſſin konnte nicht genug die Freudigkeit rühmen, mit der die Schweſter Beatrice — ſo nannte ſich fortan die junge Nonne — ihre neuen Pflichten erfülle.

— In den Meſſen und Andachtsübungen der frommen Schweſtern war es ihre Stimme allein, die wie das Licht ſelbſt den geweihten Raum durchdrang und die Klänge der Orgel faſt übertönte. — Die Kloſterkirche war allezeit von Andächtigen überfüllt. — Oft an jener Säule, dem Chor gegenüber, konnte man auch die Geſtalt des armen Guercino gewahren, der ſeine Stirne gegen den kalten Stein drückte, im Kampf mit ſeinem leidenſchaftlichen Herzen. — — Sie ſang es allmälig zur Ruhe jenes Herz — wie das eigene. Nicht umſonſt war das ſüße, feierliche

„Dona nobis pacem“

verhallt. Der Friede kam — für ihre Seele wie für die Seelen Anderer, die da rangen und ſtritten und dieſe Bitte hörten. — —

Guido Reni ſah ſeine Braut nie wieder, aber die Erinnerung an dieſe Frau — die einzige, die dem berühmten Meiſter jemals nahe getreten — zieht doch durch alle ſeine Werke. Vittoria Alcotti's Antlitz lächelt und grüßt aus verſchiedenen Wolkenfalten hervor. — In ſeiner ſtolzen Judith wollten ſeine Zeitgenoſſen die edlen Züge der jungen Sängerin wieder erkennen, wie in der roſenfingerigen Aurora des prachtvollen Deckengemäldes im Palaſt Roſpiglioſi ihr reizendes Lächeln, in einer Caritas ihre ſchöne Geſtalt. — — In dem jungen Helios mit ſeinem flatternden goldenen Haar

und edlen Antlitz fand man den Knaben Bernardo wieder — — aber jene Augen, die ihn so bezaubert und den Armen Vittoria's entrissen, malte er nur einmal. Sein Leben war ein ruhmgekröntes — man feierte ihn, wohin er sich wendete — in Bologna und Rom ehrte man ihn wie einen König, — seine Feinde konnten ihm nicht schaden, der Glanz seiner Werke durchdrang wie der Sonnenschein die Welt, und die schwarzen Schatten des Neides flohen vor ihm. — Aber einsam lebte er bis zu seinem Ende, denn Bernardo Cenci starb vor Gram kaum ein Jahr nach dem Tode Beatrice's. — Da blieben denn allein jene Augen bei ihm, die er immer anschaute, wenn er sich zu einer neuen Schöpfung begeistern wollte — wie wenn er müde und traurig war — jene Augen, die ihn verfolgten Tag und Nacht, die ihm leuchteten durch die Wüste des Lebens, nach denen er sich sehnte bis in den Tod, auf die er hoffte in der Ewigkeit — — die er allein geliebt: die Augen der Beatrice Cenci. —

Barbarina la Bella.

Motto:
„Souvent femme varie.“
François I.

I.

In Venedig.

Nie war die Perle der Adria glänzender erſchienen, nie hatten die vornehmen Edelleute mehr mit einander gewetteifert in der Veranſtaltung prunkvoller Feſte, als in den Herbſtmonaten des Jahres 1743. Die Tage des alten Glanzes ſchienen wiedergekehrt in jenen blumengeſchmückten, hell erleuchteten Paläſten am Canal grande. Und keine Stadt der Welt vermag es je, ihren Feſten einen ſo magiſchen Reiz zu verleihen, als ſie, jene wunderſame Meereskönigin. Es miſcht ſich etwas Schauerlich-Märchenhaftes in all' jenen Zauber, in das Murmeln der Wellen, auf denen die ſchwarzen Särge hingleiten, Gondeln genannt, die ſtatt des Todes ſo viel blühendes Leben bergen; in die ſüßen, gedämpften Klänge der Mandoline, in den ſchwermüthigen Geſang

der Gondolieri, ein Etwas, das da flüſtert: Genieße den Augenblick, der nächſte bringt Dir vielleicht den Tod. Das Meer, das wilde, tückiſche Meer, wird über all' dieſe Herrlichkeit hinfluten. — Alles wird verſinken, und die Blume der Waſſer wird ein Traum geweſen ſein.

Und ſie ſchienen ihn zu genießen den flüchtigen Augenblick alle jene ſtrahlenden Frauen und ſchönen Männer, ſie leerten den ſchäumenden Becher der Luſt, ſie ſtürzten ſich mit Seele und Sinnen in die hochgehenden Wogen der Freude, und aus Aller Augen blitzte das kecke, leidenſchaftliche „Evviva la gioja!“ — Die rauſchenden Feſte galten aber diesmal der Abſchiedsfeier der reizendſten Frau Venedigs, der jungen Tänzerin Barbarina. Die vornehme Jugend der Lagunenſtadt lag ihr zu Füßen und die ſüßeſten Töne der gefeierten Sängerin vermochten nicht zur Hälfte jenen Beifallsſturm hervorzurufen, der das Teatro Samuele erſchütterte bei den Bewegungen der kleinen Füße der Barbarina oder einer jener zauberiſchen Biegungen ihrer vollendeten Geſtalt. — Der Ruf ihrer Schönheit und Grazie hatte auf Schmetterlingsflügeln die halbe Welt durchflattert; von Paris aus waren bereits verführeriſche Lockungen ergangen — und der König von Preußen, Friedrich der Zweite, hatte einen glänzenden Contract eingeſandt. Eine wunderliche Scene war es, die bei der Unterzeichnung desſelben ſtattfand. Die Tänzerin war nicht allein, als man ihr ihn zur Unterzeichnung durch einen der Se-

natoren der Republik Venedig vorlegte; der Sohn ihres Oheims, der bekannte Componiſt und Geigenſpieler Tomaſo Albinoni, war bei ihr. — Sie hatte eine ſeltſame, faſt wilde Zärtlichkeit für jenen finſtern, verſchloſſenen Mann, der ſo wunderſchön die Geige ſpielte, und deſſen Weiſen eine ſo ſeltſame, beruhigende Macht ausübten auf ihre Seele.

Zuweilen dachte ſie ſogar daran, den Tomaſo zu heiraten — einzig, um zu jeder Zeit und Stunde ſeiner Muſik lauſchen zu dürfen. Aber Albinoni war arm und hatte eine blinde Mutter, die er nie zu verlaſſen geſchworen — »und Du mußt im Glanze leben, wie die Roſe im Sonnenſchein,« hatte er zu Barbarina geſagt. Er liebte ſie mehr als ſein Leben, mehr als Alles in der Welt, — aber er hätte es nicht ertragen, ſie an ſeiner Seite ein dunkles, ernſtes Leben voll kleiner Entbehrungen und Sorgen leben zu ſehen. — Denn als ſein Weib hätte ſie nicht Tänzerin werden, nicht Tänzerin bleiben dürfen, das würde ſein ſtolzes Herz verlangt haben. — Und ſo ſah er ſie mit verzweifelter Freude bewundert, mit ſüßem Ingrimm gefeiert und mit Genugthuung reich werden. — Wenn ſie in ihren verſchwenderiſch geſchmückten Gemächern ihm entgegentrat, gekleidet wie eine Principeſſa, lachend und ſtrahlend wie ein Frühlingsmorgen, dann ſchlang er mit ſtolzer Freude den Arm um ihren ſchlanken Leib und fragte: »Biſt

Du glücklich?« — nur um ihre Antwort zu hören: — »Glücklich wie eine Göttin, Tomaſio!«

Und wenn ſie wiederum zu ſeiner Mutter kam und in die niedere Stube trat, die bauſchigen, ſchleppenden Seidengewänder zuſammenraffend, um ſchnell wie ein Zephir zu dem Seſſel der alten Frau hinzuſchlüpfen, wenn ſie dann die welke, braune Hand in ihre feinen Hände nahm und ihr blühendes Geſicht der runzelvollen Wange nähernd, ſo reizend ſchwatzte und lachte — dann hätte auch er der ganzen Welt zurufen mögen: »Ich bin glücklich.« — In dem Winkel der Stube, ohnweit des Seſſels, lagen braune Polſterkiſſen. Auf dieſe Kiſſen pflegte ſie ſich dann alle Zeit niederzukauern, wenn ſie ſich und die Alte müde geplaudert, und dann bat ſie: »Spiele, Tomaſio!« — Und dann ſpielte er — ſeine eigenen reinen Gedanken wurden zu Tönen, zu Melodien. — Stundenlang konnte die Barbarina lauſchen, Nichts in der Welt konnte ſüßer und ergreifender ſein als der Ton ſeiner Amati. — Wenn er endlich ermüdet den Arm ſinken ließ, und die Mutter eingeſchlafen war über den ſüßen Klängen, ſtand das Mädchen leiſe auf und huſchte zu dem Geliebten herüber. Beide Arme ſchlang ſie um ſeinen Hals, um ihm zu danken. — Das waren entzückende Augenblicke; er, Tomaſio Albinoni, vergaß, wie viel Sorgen und Noth ihm die Barbarina gemacht, wie er die früh Verwaiſte mit Hilfe ſeiner Mutter und eines frommen Abbate erzogen, und wie ſie doch ſo trotzig und

unbändig geblieben ſei, trotz aller Liebe zu ihm. — Seit ſie Tänzerin geworden, wohnte ſie mit einer alten Verwandten allein, aber kein Tag verging, wo nicht Tomaſio zu ihr hinüberging, oder ſie zu ihm huſchte. — Nichts unternahm ſie ohne ſeinen Rath. Er kannte ihre Einnahmen und Ausgaben ſo genau wie ſeine eigenen, und die Namen aller ihrer Anbeter und die ſchönſten Blumen, die feurige Bewunderung zu ihren Füßen niederlegte, verblühten in der Nähe der armen Blinden. — Die Anerbietungen aus Paris hatte Tomaſio zurückgewieſen und die Fragen aus Berlin hatten ihn mit Angſt und Unruhe erfüllt. Sie waren ungleich glänzender als jene, und in ſeinem edlen, uneigennützigen Herzen ſtiegen Zweifel auf, ob es nicht ein Unrecht, die Barbarina einer geſicherten Zukunft zu berauben. Der Refrain aller dieſer Ueberlegungen war freilich: »Ich **kann** ſie nicht verlieren — ſie **darf** Venedig nicht verlaſſen!« — und ſo beſtand er feſt und immer feſter darauf, jenen Antrag aus Deutſchland abzulehnen. Aber die angebetete Tänzerin hatte ihre trotzigen Stunden, wo ſie ſich gegen jedes Wort, das wie ein Befehl lautete, auflehnte, wie ein wildes Roß gegen den Zügel, und als der Senator mit jenem Contract zu ihr trat, hatte obendrein der junge Lord Stuart Makenzie, der eifrigſte und verſchwenderiſcheſte ihrer zahlreichen Bewunderer, eine ſpöttiſche Anklage laut werden laſſen gegen den Mentor der »Königin der bella Venezia«. Sie war ungewöhnlich gereizt

in eben dieſer Stunde und Tomaſio Albinoni ungewöhnlich ſtolz und feſt. — Und ſo kam es, daß ſie halb lachend, halb weinend den Contract plötzlich unterzeichnete. Er ſollte ihr nicht gebieten! — Sie wollte frei ſein und frei ſcheinen! — Sie ſchien es nicht zu bemerken, daß Tomaſio zur Stelle ihr Gemach verließ; ſie blieb mit dem ſchönen Stuart allein, plauderte ſo haſtig und zerſtreut wie nie, war unruhig wie ein fieberndes Kind, ſprang auf, ſtieß die Blumenvaſen um, zerbrach eine koſtbare Amphora mit Röſenöl, riß die Fenſter auf, um ſie gleich wieder ſchließen zu laſſen, und ſchickte endlich ihren Anbeter ziemlich unfreundlich nach Hauſe.

Zum erſten Mal ging ſie heute nicht zu der armen Blinden, aber in der Nacht, ſchlaflos ſich in den Kiſſen emporrichtend, ſchwor ſie ſich, den Contract nicht zu halten, trotz der Könige einer ganzen Welt. — Was wollte ſolch ein Blatt Papier mit ihrem Namen bedeuten? — Was ein König — einer Bürgerin der Republik gegenüber? — Und zwiſchen der Unterzeichnung und der Erfüllung lagen noch drei Monate. Erſt im November erwartete man ſie in Berlin. — Ihr Herz wurde wieder leicht — ſie konnte einſchlafen.

Tomaſio Albinoni beruhigte ſich nicht ſo leicht, als ſie am nächſten Tage reuevoll — und wie unwiderſtehlich war ſie, wenn ſie bereute — zu ihm eilte und ihm ihren feſten Entſchluß mittheilte. Zwar verzieh er ihr — denn was verzeiht wahre Liebe nicht — aber er

ſagte: »Man wird Dich nicht freigeben — ſie werden Dich aus Venedig mit Gewalt entführen! Die Könige ſind mächtiger, als Du glaubſt!«

Aber die Barbarina verlor den Muth nicht. Ihr phantaſievoller Kopf erſann Pläne auf Pläne, je näher der verhängnißvolle Termin rückte. Eine ſchriftliche Zurücknahme des Contracts war nicht allein erfolglos geblieben, ſondern hatte ernſte Sorgen gehabt. Der Balletänzer Poitier erſchien in Venedig, die Barbarina nach Berlin abzuholen. Es war offenbar, der König Friedrich verſtand keinen Scherz. Er verlangte von der Republik Venedig die Auslieferung der Tänzerin und ein königlicher Cabinetsbefehl enthielt die Weiſung, unverzüglich dem Grafen Dohna zu folgen, der bereits von Berlin abgereist ſei, die Wortbrüchige an ihre Pflicht mit Güte und Gewalt zu mahnen.

Einige Tage lang war die Schöne wirklich in Verzweiflung angeſichts dieſer drohenden Ordre. Sie weinte und ſchluchzte, ſie verſchmähte Speiſe und Trank, ſelbſt das Geigenſpiel des Geliebten entlockte ihr nur neue und leidenſchaftliche Ausbrüche des Schmerzes, und als der gewandte Tänzer Poitier wirklich in ihrem Hauſe erſchien, mit der unterthänigen Bitte, ihm zu geſtatten, ihr Reiſebegleiter zu werden, ſo weigerte ſie ſich, ihn zu ſehen und ſchwor bei allen Heiligen, daß ſie ihre Heimat nimmer verlaſſen könne, daß ſie ſterben müſſe bei dem erſten Verſuch, ſie von hier zu entführen. — Ganz

Venedig nahm Theil an dieſen Kämpfen und der Trauer ſeines Lieblings, und Jeder fand es ſo begreiflich, daß ſie ſich weigerte, in den kalten Norden zu ziehen. Mußte ſie nicht draußen in der Fremde an Heimweh ſterben?! — Konnte ein Kind Venedigs jemals ſeine Heimat vergeſſen? Gab es irgendwo in der Welt dieſe Paläſte und Kirchen, eine Piazzetta, ein Glockenſpiel des Campanile, einen Marcusplatz mit ſeinem Dogenpalaſt, mit ſeinem Dom, mit ſeinen Taubenſchwärmen und ſeiner tiefblauen Adria, deren Wellen ſo ſinnverwirrend rauſchten? — Und dann — wer jubelte wohl der Barbarina ſo feurig zu, wenn ſie ſich zeigte, wer würde ſie ſo feiern, wer ſie ſo auf den Händen tragen als die Venezianer?! — Konnte ſie von jenen kaltherzigen Bewohnern des Nordens ſolche auflodernde Huldigungsflammen erwarten? Nimmermehr!— Sie that klug daran, wenn ſie blieb, der ſchöne Liebling Venedigs.

Je näher der Tag der Ankunft des Grafen Dohna rückte, je ruhiger wurde auch die junge Tänzerin. Sie tanzte und lächelte bezaubernder denn je zuvor, vielleicht in der Abſicht, all' ihren Bewunderern die Scheideſtunde zu einer unerträglich qualvollen zu machen. Man ſah aber den jungen Lord Stuart jetzt täglich in ihrer Geſellſchaft, und ſie zeigte ſich beſonders huldvoll gegen den ſchönen Mann, deſſen Antlitz in der feinen Regelmäßigkeit der Züge, mit dem ſchmachtenden Blick der blauen Augen, eingerahmt von dem üppigſten Goldhaar, ihm

bei den Männern den Namen la Biondina zugezogen; — und wahrlich, er glich auch mehr einer reizenden Frau. Die ſtolzen Venezianerinnen verſchmähten ihn deshalb auch trotz ſeines Reichthums, und ſie verwunderten ſich über die Barbarina, daß ſie ſich ſo zärtlich zu ihm wandte. — An einem Tage nun hatte die kleine Cameriera an der Thür gelauſcht, als nur die alte Baſe der Tänzerin und der Lord bei der Gefeierten Einlaß erhalten und jeder andere Beſuch abgewieſen worden war, unter dem Vorwand, die Barbarina ſei krank. — — Helles Lachen ihrer Gebieterin war in ihr Ohr geſchlagen — und die jubelnden Worte: »So geht es — das muß ihn täuſchen! Nur Muth, mein Freund — — ewige Dankbarkeit wird Euer Lohn ſein! — —«

»Sagt lieber ewige Liebe, ſchönſte Barbarina!« flüſterte hier die Stimme des Lords.

»Auch das — wenn Ihr wollt!« lautete die neckiſche Erwiederung. — —

Mehr hörte die Kleine nicht. Tomaſio Albinoni's Schritt verſcheuchte ſie von ihrem Plätzchen. —

Von jenem Tage an blieb die Barbarina krank zum großen Kummer ihrer zahlloſen Anbeter. Niemand als Tomaſio hatte bei ihr Zutritt. Es nahm Niemand Wunder, daß Lord Stuart ebenfalls in ſeiner Trauer um die leidende Geliebte ſich zurückzog und unſichtbar blieb. Der »Dottore« ſchüttelte den Kopf zu der räthſel-

haften Krankheit der Gefeierten, hoffte aber ſie dennoch mit Hilfe ſeiner nie fehlenden Kunſt ſo weit herzuſtellen, daß ſie den deutſchen Grafen empfangen könne. — Und ſolches geſchah denn auch wirklich. In einer Abendſtunde ließ ſich der alte Diplomat melden und wurde, da man auf ſeine Ankunft vorbereitet war, nach kurzer Friſt in das Boudoir der kranken Tänzerin geführt. — Beim matten Schein der Ampel entdeckte der gewandte Hofmann die Gefeierte auf einem Ruhebett, in eine Wolke von indiſchem Mouſſeline und Spitzen gehüllt, mit einer Decke von blauem Atlas zugedeckt. Zu den Füßen des Lagers ſaß eine alte Frau, die ſich bei ſeinem Eintreten ehrerbietigſt erhob. — Eine matte, etwas tiefe Stimme begrüßte den Geſandten der nordiſchen Macht, der nach einigen Entſchuldigungen an dem Lager der Kranken Platz nahm und höchſt aufmerkſam das Köpfchen auf dem blauen Atlaskiſſen betrachtete, das vor ihm lag. — — Wunderhübſch war es freilich — wenn auch etwas koloſſal in ſeinen Umriſſen — — aber er hatte ſich eben die Barbarina ganz anders gedacht, — eine echte Tochter des Südens, mit dunklen Feueraugen und nachtſchwarzem Haar. — Wie aus Marmor gemeißelt waren dieſe Züge, von ſtrengſter Regelmäßigkeit — — allein blaue ſchmachtende Augen ſchlugen ihre goldenen Wimpern zu ihm auf und aus dem Spitzenhäubchen ſtahlen ſich einige kurze Locken von hellblonder Farbe. Der alte Herr war gerührt und überraſcht von

der Sanftheit, mit welcher ihn die berühmte Tänzerin empfing. Er hatte ſich auf einen Sturm vorbereitet und vor der Heftigkeit der Italienerin heimlich ein wenig gezittert. — und nun fand er eine Taube. — Als nun aber dieſe, wenngleich leiſe und ſanft, die Bitte ausſprach, bis zu ihrer Wiederherſtellung noch hier bleiben und wenigſtens den Winter in dem milden Klima Venedigs zubringen zu dürfen, da fand er es doch für gerathen, die Inſtructionen ſeines königlichen Herrn hervorzuziehen und ſelbige mit feſter Stimme vorzutragen. — Es war darin ohne ſonderliche Umſchweife oder zierliche Wendungen geſagt, daß der Graf Dohna die Tänzerin Barbarina bei königlicher Ungnade lebend oder todt, geſund oder krank, freiwillig oder mit Gewalt zur Erfüllung ihres eigenhändig unterzeichneten Contracts nach Berlin zu bringen habe. — Als er dieſe nicht ſehr erbauliche Lectüre beendet, fragte er mit einer artigen Verneigung, wann die Gefeierte zu reiſen wünſche, gab aber allſogleich zu bedenken, daß er keinen längeren, als dreitägigen Urlaub für die Dauer ſeines Aufenthalts in Venedig von ſeinem königlichen Herrn erhalten habe. — —

„Nun denn — in drei Tagen werde ich bereit ſein!“ hauchte das ſanfte Opfer. — „Eine Bedingung nur ſtelle ich: der Tag meiner Abreiſe bleibe für meine hieſigen Freunde ein Geheimniß. Ich könnte es nicht ertragen, ſie in Trauer zu ſehen und Abſchied zu nehmen von ihnen. —“

Wie gern gewährte der edle Graf dieſe Bitte und wie leichten Herzens ſchied er von der Gefürchteten. — —»Sie iſt wie weiches Wachs — — ganz, ganz anders, wie man erwartete,« murmelte er im Fortgehen. Freiwillig verſprach er noch ſie bis zur Abreiſe ferner nicht mehr mit Beſuchen zu beläſtigen und nur am dritten Tage in der erſten Nachtſtunde ſolle die Gondel an der Riva halten, um ſie an das Schiff zu bringen, das »die köſtliche Beute«, wie er ſich auszudrücken nicht unterließ, nach Trieſt zu führen beſtimmt ſei. — —

Seltſam war es doch, daß die Barbarina ſo wenige Kaſten und Kiſten an Bord ſchaffen ließ. — Eine Frau und Tänzerin liebte es doch allerlei Tand mit ſich herumzuführen. Eine kleine Weile warten mußte er auch, der Abgeſandte des Nordens, ehe die Erſehnte auf den Arm eines alten Dieners und des Tänzers Poitier geſtützt in Schleier und golddurchwirkte Tücher gehüllt in die Gondel ſtieg. Das war eine neue Seltſamkeit — einen Diener mitzunehmen ſtatt einer niedlichen Zofe — und dieſe letztere war der Graf noch weniger zu verzeihen geneigt als die erſtere. — Er war aber im Grunde ſo ſeelenfroh, als er ſie an Bord des Schiffes wirklich und leibhaftig vor ſich ſah — daß er ihr kein Wörtchen des Vorwurfs ſagte. — — Noch einmal, ehe die Gondel von der Riva ſtieß, mußte ſich die vermeintliche Barbarina herausneigen, um zurückzuſchauen nach dem von Windlichtern erhellten Balcon. Ueber den bunten

Teppich der Baluſtrade neigte ſich grüßend eine Frauengeſtalt nieder, umſchlungen von dem Arm eines Mannes. Ein Lichtſchein fiel auf ſein Geſicht und erhellte die tiefgebräunten, edel geſchnittenen Züge Tomaſio Albinoni's. — Wie ſich da das ſanfte Taubenantlitz in der Gondel verzerrte — wie ſich die nicht allzukleinen Hände ballten! Zum Glück ſah es der Graf nicht! — — das Schiff mit der Barbarina flog davon. —

Und was hatte ſie denn geträumt die ſchöne Schlange, als ſie den jungen Stuart unter den zärtlichſten Bitten und Verheißungen in ihre Shwals und Spitzenhäubchen hüllte — als ſie ihm befahl, auf der Reiſe ſeinem vornehmen Kerkermeiſter zu entwiſchen und nach England zurückzukehren, woſelbſt ſie ihn zu treffen hoffe. — — Nun — nichts Anderes, als was wohl ein glühendes Herz und ein toller Frauenkopf zuweilen träumen kann. Sie dachte ſich die Löſung aller dieſer Conflicte ſo leicht. Lord Stuart ſollte fliehen — und in London ſo lange auf ſie warten, bis es ihr gefallen würde, aus Neugierde einmal herüber zu kommen — wenn ſie nämlich jemals des Tomaſio überdrüſſig werden könne. Seiner und ſeiner Amati überdrüſſig? Welch' ein Gedanke! Des plötzlich ſo gewaltig ſo über alle Maßen geliebten Tomaſio Albinoni überdrüſſig, mit dem ſie eben jetzt an den Lago Maggiore zu fliehen und ſich allda ſo lange zu verber-

gen gedachte, bis der Horizont im Norden ſich wieder aufgehellt. — —

Und Tomaſio, der ernſte Muſiker, der beſonnene Schützer der Barbarina? — — Konnte er dieſen »Carneval« gut heißen — glaubte auch er an ein ſo ſchnelles Verziehen des Ungewitters, das die Geliebte heraufbeſchworen? — — Ja, er glaubte daran, denn welcher Mann wäre nicht geneigt das Unwahrſcheinlichſte zu glauben, das Widerſinnigſte zu hoffen, das Frevelhafteſte zu wünſchen — — — wenn er liebt.

Es kam aber natürlich Alles anders, ganz anders. Lord Stuart Makenzie, von unerträglicher Eiferſucht gefoltert und von allerlei Zweifeln gemartert, geſtand bereits kaum zwei Stunden von Venedig entfernt dem Grafen Alles. — Die Folge dieſer Entdeckung war natürlich die ſchleunigſte Rückkehr nach der Lagunenſtadt. Die ſchöne Tänzerin war eben damit beſchäftigt unter Lachen und Scherz ihr koſtbares Geſchmeide, meiſt Huldigungen des verſchwenderiſchen Inſulaners, in ein Käſtchen zu ſchließen, als Graf Dohna bei ihr eintrat — — — im Nu verſtand ſie Alles. Aber ſie ſchrie weder auf, noch fiel ſie in Ohnmacht. Ein einziges Wort ſchlüpfte zwiſchen den weiße zuſammengepreßten Zähnen hindurch: »scelerato!« — — Dann gab ſie ruhig Befehl ihre

Sachen zu packen — — ging hinüber zu Tomaſio und ſeiner blinden Mutter — — und am nächſten Morgen beſtieg die wirkliche Barbarina, allerdings in Begleitung einer kleinen Militär-Escorte, das Schiff nach Trieſt. — Diesmal drängte ſich eine ungeheure Menſchenmaſſe auf den Marcusplatz — und zahlloſe Gondeln umgaben die Gondel der Tänzerin, um ſie zu geleiten. Man erſtickte ſie faſt mit Blumen — man hob ſie aus der Gondel in das Boot, man küßte ihr Hände, ihr Gewand, ihre kleinen Füße. Es war eben jene Trunkenheit der Völker des Südens. — Sie ſtand dann hoch aufgerichtet an der Spitze des Bootes und winkte mit ihren weißen Händen herüber und Niemand vergaß dieſen Anblick. — Die Augen der Barbarina waren verſchleiert von Thränen — — ſie nahm Abſchied von der geliebten Venezia, — von Tomaſio Albinoni. Seine dunkle Geſtalt blieb allein im Boot zurück. Die Barbarina neigte ſich über den Rand des Schiffes — und grüßte — er regte ſich nicht. — Ihre letzten Küſſe brannten noch auf ſeinen Lippen — ihre letzte, verzweifelte Bitte tönte noch in ſeinem Ohr: „Folge mir!“ — und er hatte ihr auch gelobt Venedig zu verlaſſen und auszuwandern nach dem kalten Norden, um in ihrer Nähe zu bleiben bis zu ſeinem letzten Athemzug — aber nicht eher, als bis die arme blinde Mutter heimgegangen. Sie konnte jene Reiſe nicht ertragen — und ohne ſie durfte er Venedig nicht verlaſſen. »A rivederci!« — war es dann von Lippe zu Lippe

geflogen — »a rivederci« hatten die ſchmerzzerriſſenen Herzen geflüſtert — — und mit dieſem höchſten Troſtwort der Erde waren ſie von einander geſchieden. — —

Was Lord Stuart betraf, ſo hatte er, die Heftigkeit der Angebeteten fürchtend, zwar nicht gewagt in Venedig ihr vor Augen zu treten — ſich aber doch entſchloſſen auf anderem Wege ihr nach Deutſchland zu folgen und in Berlin zu ihren Füßen Vergebung zu erflehen. — Daß Albinoni der Geigenſpieler ſeine Heimath verlaſſen und ihr in den kalten Norden folgen werde, fürchtete er nicht. Zudem beſchwor er — in Bezug auf die Frauen die Wahrheit des Wortes: »Zeit gewonnen — Alles gewonnen.« Er reiſte alſo bald nach der Barbarina voll frohen Muthes ab nach Berlin. —

II.

In Berlin.

Seit länger als einem Jahre war die reizende Tänzerin nun in der Stadt der Eisregion, und wenn ſie die kleine Hand auf das wandelbare wunderliche Herz legte, mußte ſie ſich geſtehen, daß ſie noch wenig Zeit und Veranlaſſung gefunden, ſich nach der Lagunenſtadt allzuſehr zurückzuſehnen. — War es der Reiz der Neuheit, waren es die unbegrenzten Huldigungen, die man ihr von allen Seiten darbrachte, war es das faſt

fürſtlich eingerichtete Haus, das ſie bewohnte — und in dem ſie wie eine Königin herrſchte, Feſte gab, zu denen ſich die höchſte Ariſtokratie der Reſidenz drängte, die ungeheure Gage, die man ihr zahlte, die prachtvollen Geſchenke, die man ihr zu Füßen legte, — war es die Gnade des königlichen Herrſchers ſelbſt, die ſie die Heimath vergeſſen ließen — — die Barbarina dachte nicht darüber nach. — Sie lebte wie im Taumel dahin — ſie tanzte, ſie ließ ſich anbeten, ſie lachte über jene gewaltigen Männergeſtalten, die ſie zu ihren Füßen ſah und die ſo entſetzlich ernſthaft geliebt ſein wollten — bis über die Ewigkeit hinaus, ſogar! — Welch' ein Verlangen! — — Lord Stuart — der ſich ſehr bald einzufinden wagte, hatte aber einen ſchlimmen Empfang gehabt, ſo klug und warm ſogar der engliſche Geſandte ſelbſt die Gefeierte auf den Beſuch ſeines Landsmannes vorbereitete. Sie nannte ihn laut einen elenden Feigling, und als er ſich mit all der verzweifelten Hartnäckigkeit der Verliebten dennoch auf ihre Hand ſtürzte, wieder und wieder um Vergebung erflehend, — da berührte eben dieſe Hand ſeine Wange etwas heftiger und kürzer, als ſein Herz wünſchen konnte. — Der junge Engländer verließ die Geliebte nach dieſem Vorfall freilich für immer. — Vergebens bemühte er ſich in ſeiner Erbitterung einen Krieg Englands mit Deutſchland herbeizuführen, als kleine Rache für ſeine gekränkte Ehre, — — der eigene Landsmann rieth ihm in dieſem Puncte Vorſicht und Schweigen,

da der König von Preußen nun einmal durchaus keine Umſtände zu machen pflege mit fremden Landeskindern. Es erging denn auch plötzlich an den Lord Stuart Makenzie die königliche Weiſung, ſich andere Länder und Städte zu beſehen, mit der Bemerkung, daß Se. Majeſtät die feſte Ueberzeugung hege, England ſelbſt empfinde das lebhafteſte Verlangen nach der baldigen Heimkehr ſeines Sohnes. — Und ſo verſchwand denn der hübſche, blauäugige Lord mit all' ſeinen Schätzen vom Schauplatz, und verſchenkte fernerhin ſein Geld und ſeine Diamanten den barmherzigeren Schönen ſeiner nebligen Heimath.

Hatte die Barbarina wirklich die bella Venezia ganz vergeſſen? — Ach, wer vermöchte das, der nur einmal die Wellen der Adria rauſchen, nur einmal die Glocken von St. Marcus läuten hörte. — Und dann? — War nicht Tomaſo Albinoni und ſeine Harfe dort, ihre erſte Liebe? — Oft fuhr ſie vom Kiſſen auf und lauſchte, auf den weißen Arm geſtützt, die Augen ſchlummertrunken in das Dunkel gerichtet. — War das nicht der Klang ſeiner Amati? — Waren das nicht jene wunderbaren Melodien, die ihre Seele ſo ſüß beruhigten, die ſo ſanfte, fromme Gedanken brachten? — Wie aus weiter Ferne tönten ſie herüber. Dann ſehnte ſie ſich nach ihm, deſſen Hand die Saiten erklingen ließ, ſehnte ſich nach ihm bis zu heißen, zornigen Thränen, wünſchte ſich Flügel, um zu ihm — allein zu ihm zu eilen über Land und Meer.

Sie, die Barbarina, die Herrſcherin und Königin, hätte dann Alles hinwerfen mögen, alle jene elenden Koſtbarkeiten, jene armen Juwelen, jene werthloſen Spitzen, Anbetung, Ruhm, das ganze üppige Leben in der reichen Stadt, um nur einmal wieder in dem Stübchen der armen Blinden auf jenem ſchlechten Polſter im Winkel kauern zu dürfen, wenn Tomaſo Albinoni die Geige ſpielte. Und warum kam er nicht? — Weil die alte Frau nicht leben konnte ohne ihn und ohne die Luft Venedigs, ohne jene ſüße, weiche Luft, nach der ſich Jeder ſchmerzlich ſehnt, der ſie einmal athmete. Briefblätter flogen oft zu ihr hin; er ſchrieb ihr von ſeinem ernſten, einſamen Leben; er ſchrieb ihr von der Sehnſucht der Mutter nach ihr, dem Lichtſtrahl des Hauſes; er ſchrieb ihr von ſeinen Arbeiten, von Venedig, von Allem, — nur von ſeiner eigenen Sehnſucht ſchrieb er Nichts. — Die glühendſten Namen gab er ihr, die ſüßeſten Liebesworte flüſterte er ihr zu, und die Barbarina verſchloß an den Tagen, wo ſolche Blätter in ihre Hände kamen, ihre Thüre vor Jedermann und weinte über dieſe Zeichen der Liebe und küßte die todten Buchſtaben ſo lange, bis ihre Spur verlöſcht war, und trug ſie auf ihrem Herzen eine ganze lange Nacht. — Am andern Tage aber war der Schmerz überwunden und ſie trat wie eine Sonne hervor, lächelte wieder, ſcherzte und tanzte.

So ging das Leben weiter und weiter — heitere ungezählte Tage, Wochen, Monate. Die Barbarina führte

das Daſein eines Schmetterlings zur Roſenzeit — ſie war und blieb der Abgott von Hoch und Niedrig. Der König ſelbſt gab nach wie vor das Zeichen zu dieſer Vergötterung. So hübſch und graziös die Franzöſinnen Roland und Gochois auch waren, ſie erſchienen neben der Italienerin kalt und matt. Es war eine hinreißende Leidenſchaft in dem Tanze der Barbarina, und ihr Mienenſpiel war von einer Wahrheit und Lebhaftigkeit, die bezaubern mußte. Nie fehlte der Hof, wenn ſie tanzte. — Der König liebte es, nach dem Ballet ihr die ſchönſten Dinge zu ſagen, und ſie liebte es, dieſelben anzuhören.

Von den zahlloſen Gedichten, in denen man die Anmuth und Gewalt der Reize der Tänzerin feierte, ſchrieb man viele dem königlichen Herrn ſelber zu. Einer von dieſen Verſen lebte beſonders in Aller Munde. — Als die Ballerina nämlich eines Abends als Furie des Haſſes in einem neuen Ballet zum erſten Mal erſchien und Alles zu lauter Bewunderung hinriß durch die maßvolle Leidenſchaft ihrer Bewegungen und ihres Ausdrucks, flog ein Zettel auf die Bühne nach Beendigung des Tanzes, worauf mit Silberſtift die Worte ſtanden:

„Quand sous la forme d'un démon
Barbarina paraît sur la scène,
Chacun dit à son compagnon:
Que le diable m'entraîne.“

Woher er kam — Niemand wußte es. — Die Barbarina ſelber lachte, wie ſie noch nie in ihrem luſti-

gen Leben gelacht. Das Blatt pflegte von dieſem Abend an immer auf ihrem Tiſche, in einer koſtbaren Onyxſchale, zu liegen. — Sie ſelbſt liebte es, jenen kleinen Vers wieder und wieder vorzuleſen, und man glaubte in der allerdings verſtellten Handſchrift die charaktervollen Schriftzüge Friedrichs II. zu erkennen. — Wie reizend war ſie, wenn ſie, den Kopf zurücklehnend an die geſchnitzte Lehne ihres Seſſels, ſo ſilbern auflachte, und die weißen Zähne zwiſchen den rothen Lippen blitzten, und die Augen ſo hell funkelten, ſo übermüthig mitlachten, als ob es keine Sorge und keine Thräne in der Welt gäbe. — Die blendenden Schultern ſchauten ſo verführeriſch aus der koſtbaren Spitzengarnitur hervor, die den Saum des Atlaskleides umgab. Und die Füße, die kleinſten und trotzigſten Füße der Welt, die einzige Schönheit einer Frau, die nie das Zeichen des Alters trägt, — wie entzückend ſie waren in den Hakenſchuhen von rothem Sammt, mit der ſchwarzen Spitzenſchleife darauf! — Es gab Männer, die da behaupteten, die Barbarina um dieſer Füße willen *allein* zu lieben! — Was hätten Verliebte aber nicht ſchon behauptet!

Bei all' der zärtlichen Bewunderung des hohen Herrn geſchah es doch zuweilen, daß die Tänzerin durch einen Cabinetsbefehl zum Auftreten gezwungen wurde, oder daß der König die Widerſpenſtige in Begleitung einiger Soldaten auf die Bühne bringen ließ. Er, der Alles wußte, Alles verſtand und *ſeine* Zeit nicht allein,

ſondern auch eine kommende begriff, — konnte nicht begreifen, daß die Frauen aller Zeiten ein Recht beſitzen — Launen zu haben und eigenſinnig zu ſein — die ſchönen und reizenden wenigſtens.

Die Zeit flog dahin, unaufhaltſam vorüber an allem Glück und Genuß wie an allem Elend, unbarmherzig und barmherzig zugleich. — Und ſo kam auch für die Barbarina ein böſer Tag, der die Kunde des Todes des Tomaſio Albinoni brachte. — Er war wie eine Kerze erloſchen, ſanft dahingegangen wenige Wochen nach ſeiner Mutter, und den Abend nach der Vollendung einer wunderſchönen Meſſe.

„Morgen reiſe ich!“ waren ſeine letzten Worte geweſen. Eine lange ſchwarze Haarlocke hatte er in den letzten Stunden, wie ſpielend, um ſeinen Finger geſchlungen, — man legte ſie mit ihm in den Sarg, ſo wie ſeine Geige. — Die Aerzte redeten davon, daß er allezeit eine ſchwache Bruſt gehabt.

Die Barbarina trauerte nach Empfang dieſer Botſchaft thränenlos und ſtarr drei Tage und drei Nächte in dem dunkelſten Winkel ihres Zimmers, und Niemand hatte den Muth, ſich ihr zu nähern. Der Blick ihrer Augen war erſchreckend, und es lag eine ſo wilde Entſchloſſenheit in dem feſt zuſammengepreßten Munde, daß ſelbſt der Arzt des Königs nur von Weitem ſie anzuſchauen wagte. Er legte den goldenen Knauf ſeines gewichtigen Stabes bedenklich an die Naſe und gab mit

ganz leiſer Stimme den Befehl, man möge die Vorhänge herablaſſen und die Kranke nicht ſtören. Die Wendung der Krankheit werde bald eintreten, und dann möge man ihn unverzüglich rufen. — Die Wendung trat freilich ſpäter und in etwas anderer Art ein, als der weiſe Herr erwartet. Am Morgen des vierten Tages nämlich erhob ſich die Barbarina plötzlich, brach in ein krampfhaftes, ſtundenlanges Schluchzen und Weinen aus, verlangte dann ihre Chocolade, trat endlich vor den Spiegel, ließ ſich ſchmücken und fuhr in die Probe des neueſten Ballets des Monſieur Poitier: »Die Göttin Cythere« benannt. — Drei Tage nachher tanzte ſie in eben dieſem Ballet bezaubernder denn je zuvor.

Seit jener Zeit erſchien ſie übermüthig und toll wie noch nie. Sie ſtürzte ſich mit faſt wilder Haſt in einen Taumel von Vergnügungen, ſie trieb ſich ſelbſt von Aufregung zu Aufregung, von Feſt zu Feſt. — Glänzend und berückend erſchien ſie Allen, — nur hatte ſich ein härterer Zug um Augen und Lippen gelagert, und eine tiefe, finſtere Falte auf der Stirn, gerade über der feinen Naſenwurzel. Beides hatte man früher nie bemerkt. Beides ſchlich ſich jetzt in alle die Porträts der Barbarina, aber ſie beeinträchtigten ihre Schönheit nicht; jene kleinen Mängel; ſie verliehen dieſem Antlitz vielmehr jenen dämoniſchen Zug, der allein erſt jeder Schönheit, der körperlichen wie der geiſtigen, jenen Zauber verleiht, dem die ſtärkſten Seelen erliegen.

498768

Das Gerücht bezeichnete bald dieſen, bald jenen vornehmen Mann als den Geliebten der Gefeierten, man erzählte ſich die ſeltſamſten Geſchichten von der Unbeſtändigkeit ihres Herzens, von der Flatterhaftigkeit und Herrſchſucht ihres Weſens. Glücklich erſchienen ſie nicht, jene Beneideten, denen ſie ihre Schmetterlingsgunſt ſchenkte, vielmehr unruhig und ſorgenvoll. — Arme Barbarina! Die einzige Liebe deines Herzens ruhte in der kühlen Gruft der Kirche Maria** zu Venedig!

Und eben dieſe Liebe um den todten Geliebten wollteſt du vergeſſen und ſtürzteſt dich in den wildeſten Taumel, um die Töne der Amati nicht zu hören, die dennoch immer dann und wann wie aus unendlicher Ferne zu dir drangen. — Aber das Vergeſſen kam nicht. — Es war ſeltſam, daß die Barbarina ſeit Tomaſo Albinoni's Tode ſich vor der Muſik wahrhaft zu fürchten ſchien und einzig nur Balletmuſik zu ertragen vermochte. Sie beſuchte keine Oper mehr, und die Feſte, die ſie gab, die Geſellſchaften, in denen ſie erſchien, waren ſang- und klanglos. — Es quälte ſie, daß ſie trotz alledem ſo viel reden hörte von dem wunderbaren Clavierſpiel eines Mannes, den der König an den Hof berufen als Kammermuſiker, viel in ſeiner Nähe ſah, den Sohn eines ſchlichten Cantors zu Leipzig: Philipp Emanuel Bach. — Man hatte ihr den Gerühmten auch gezeigt, das feingeſchnittene Geſicht, die zierliche, elegante Geſtalt wären ihr auch ohnedem nicht entgangen, der Blick

ſeiner tiefen, ernſten Augen hatte ſie verwirrend und beängſtigend an jene Augen erinnert, denen ſie nie, nie wieder begegnen ſollte.

Aber er war ſtolzer als Alle, jener Cantorsſohn aus Leipzig, — hatte er ſich doch noch nie der Barbarina genähert, nie ſich ihr vorſtellen laſſen, und ſie hatte ihn doch ſanfter angeſchaut, als alle Männer, die ſich vor ihr gebeugt.

Er wohnte in dem Hauſe ihres lebhafteſten Bewunderers, des königlichen geheimen Rathes von Cocceji, den ſie barmherziger als manchen Andern zu behandeln pflegte. Keiner von Allen, die ihr huldigten, war weniger hübſch und ſtattlich als jener alternde, kluge Herr, den die wahnſinnigſte aller Leidenſchaften erfaßt hatte, und dennoch war die Barbarina gegen ihn weniger launenhaft als gegen ihre übrigen Anbeter. — Sie duldete nicht allein, daß er ihr jeden Morgen in eigener Perſon einen gewaltigen und geſchmackloſen Blumenſtrauß brachte, ſie lachte ſogar nie über ſeine große Perrücke und ſeine näſelnde Stimme. — Er hätte aber auch das von ihr ertragen, denn was erträgt die Liebe nicht, und nun gar die Liebe eines alternden Mannes! Und er liebte die Barbarina. Er hätte jede Thorheit, ja ſelbſt jede Sünde gethan, wenn ſie es von ihm verlangt, obſchon er ſonſt der ſanfteſte, gutherzigſte Mann, der keinen Käfer zu zertreten vermochte. Oft und lange erzählte er ihr von dem Spiele des Philipp Emanuel

Bach, der in ſeinem Hauſe wohne, jenem Spiel, das die „Blinden ſehend und die Tauben hören mache“, nämlich die verſtockteſten Herzen rühre und die wildeſten Seelen beſänftige, wie einſt Orpheus die Steine und wüthenden Beſtien, und wie der Kammermuſikus insbeſondere in den Abendſtunden droben in ſeinem Zimmer ſo herrlich zu ſpielen pflege, oft bis tief in die Nacht hinein, wie er gewiß nimmer vor Menſchen ſpiele.

Und da war es der Barbarina plötzlich, als habe ſie ein todtmüdes, ſchwer krankes Herz und eine Seele, die nach Beſänftigung rufe Tag und Nacht — und als müſſe ſie ſterben und verderben, wenn ſie den Cantorsſohn aus Leipzig nicht eben ſo ſpielen hören könne, wie der alte Rath es geſchildert und wie niemand Anders ihn hörte. — So hüllte ſie ſich denn eines Abends, es war im Herbſt, in die ſchlichten Kleider ihrer Zofe und verſteckte das üppige Haar in die kleine ſteife Haube der Bürgermädchen. Ein paar Locken wollten ſich nicht fügen, da nahm ſie haſtig die Schere und ſchnitt ſie ab. — Ohne alle Begleitung ſchlich ſie auf die Straße und ſchlug den Weg ein zu dem Hauſe des kleinen Rathes. Ein feiner Sprühregen fiel nieder und ließ ſie zuſammenſchauern und die feuchte Kälte an den flüchtig dahintrippelnden Füßen verrieth ihr, daß ſie in der Eile vergeſſen hatte, ihre Atlasſchuhe auszuziehen; nur um ſo ſchneller haſtete ſie vorwärts. Jeder Mann, der an ihr vorüberſtreifte, jedes laut geſprochene Wort ließ ſie erbeben, ſie, die

Barbarina, die ja im Theater faſt täglich tauſende von Augen auf ſich gerichtet wußte, ohne zuzagen und deren Ohr gar manche kecke Rede erreichte. — Wie erlöst athmete ſie auf, als ſie in dem Hauſe des Rathes anlangte und an dem Diener mit der flüchtigen Bemerkung vorbeihuſchte, ſie habe eine Beſtellung an den — —

„Wo iſt ſein Zimmer?“ fragte ſie erſt von der Treppe her.

„In dem dritten Geſtöck,“ lautete die Antwort.

Eine trübe Lampe erleuchtete den Hausflur. Die Thür zum Vorzimmer des Muſikers war nur angelehnt. Die Barbarina betrat es mit hochklopfendem Herzen. — Es war dunkel, aber aus der anſtoßenden Stube drang ein Lichtſchein, am Spinett brannten Kerzen, und ſie konnte Philipp Emanuels ſchlanke Geſtalt ſehen und die feine, vornehme Linie des Profils und die weißen Hände, die er eben auf die Taſten legte. — Was dann mit ihr geſchah, wußte ſie nicht, — denn er begann zu ſpielen. — Zuerſt träumeriſch und leiſe, gleichſam ſinnend, aber unter dieſem Sinnen wuchſen die Gedanken mächtig und immer mächtiger. Großartig wurden die Melodien und heilig ruhig zugleich, wie Flügelſchläge eines Engels rauſchte es durchs Gemach. — Feierlich fügten ſich die Klänge und Weiſen ineinander und bildeten das Kuppelgewölbe eines Domes — darunter zu beten, und die zierlichen Läufer und Triller ſchlangen ſich wie blühende Ranken um den ernſten Bau. — Wie lange der Sohn

des großen Cantors ſpielte? — Er ſelber wußte es nicht. Als er ſich langſam erhob, ſah er bleich und ermüdet aus. Und er erſchrak ein wenig, als ihm auf der Schwelle des Vorzimmers eine Frau entgegentrat, die ſich heftig ſchluchzend über ſeine Hände neigte und ſie küßte, wie in tiefer, inniger Dankbarkeit.

»Wer ſeid Ihr?« fragte Philipp Emanuel weich.

»Eine arme, verlorene Seele, der Ihr Troſt und einen frommen Gedanken gebracht,« lautete die Antwort. — »Ich glaube, ich würde gut werden, wie damals, als ich die Amati des Tomaſo Albinoni hörte, wenn ich immer Euer Spiel hören dürfte!«

Sie hatte haſtig und leiſe geſprochen und hob jetzt erſt raſch ihr Geſicht — ein verweintes, trotziges, bezauberndes Geſicht. — Philipp Emanuel taumelte erſchrocken zurück — er erkannte die Barbarina.

Es war eine wunderliche Zuſammenkunft und ein wunderliches Geſpräch, was ſie mit einander führten dieſe Beiden in dem ſtillen Stübchen des Muſikers. — Die Tänzerin hatte ſich auf einen Schemel geſetzt, den Kopf auf die Bruſt geneigt, in der Stellung einer Büßenden. Das Häubchen lag am Boden, das glänzende Haar hing in wirren Ringeln auf die blendende Schulter herab, von der ſich das Tuch verſchoben, die Hände waren um die Kniee gefaltet. Der Cantorsſohn aus Leipzig ging heftig erregt auf und nieder, ohne einen Blick auf die Rei-

zende zu werfen. — Er hatte noch nie ſo Seltſames erlebt als eben jetzt. Es war wie ein toller Traum. Die Barbarina, die Angebetete, der gefeierte Liebling der vornehmen Welt, die ſtolze, launenhafte Schöne hatte ihm ſo eben geſagt, wirklich, laut und deutlich geſagt: »Ich bin des wüſten Lebens ſatt, ich bin todtmüde, mich ekelt es an dies leere Daſein, — macht mich zu Eurer Frau, Philipp Emanuel Bach, und ich will Euch lieben, wie ich den armen Tomaſo und ſeine Geige liebte, der ſchon ſo viele Jahre vergeſſen ſchläft. — Ich habe an ihn denken müſſen, als Ihr ſpieltet, und an Alles, was gut und ſchuldlos war, in einer glücklichen, längſt vergangenen Zeit. — Wir wollen dieſe Stadt, wir wollen dies Land verlaſſen — ich bin reich, ſehr reich, Philipp Emanuel! — Nach Venedig wollen wir heimkehren, um dort glückſelig zu leben und in Frieden zu ſterben.«

In dem Leben jedes Frauenherzens kommt früher oder ſpäter eine Zeit der ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, in dem wildeſten Daſein ein Stillſtand, eine Umkehr. Oft währt ſie nicht länger als eine einzige Nacht, oft dauert ſie Wochen, Monde, oft den ganzen Reſt des übrigen Lebens. — Dann verzehrt ſich die Seele in Reue, dann kaſteit ſich das Herz, dann beugen ſich die Kniee, die Hände falten ſich um das Kreuz, und die Augen ſchauen flehend zu ihm auf, der das wunderbare Wort ſprach: »Wer viel liebte, dem ſoll viel vergeben werden.«

Ueber die Barbarina war ſolch' ſeltſame Wandlung

gekommen in dem Zimmer des deutſchen Kammermuſikus. — Ihre Hände ſtreckten ſich aus nach einem Halt und in der Offenheit ihres Weſens gab ſie dieſem Verlangen Worte. Das Spiel Bach's hatte ſie bis in die tiefſten Tiefen ihres Weſens ergriffen, erſchüttert, und doch war eine ſo ſüße Befriedigung da, wie ſie ſie ſeit jener Zeit in Venedig nie wieder empfunden. — Da hatte ſie denn in ihrer leidenſchaftlichen Erregung jenen wunderbaren Entſchluß gefaßt, die Frau des Herrn Kammermuſikus zu werden; — aber der Cantorsſohn aus Leipzig hatte dieſen Antrag zurückgewieſen. In etwas verwirrten Worten zwar, etwas zitternd und mit fliegendem Athem, aber doch wirklich und deutlich zurückgewieſen! — Der Vater, der hochverehrte, heißgeliebte Vater daheim, würde er den Sohn nicht lieber todt zu ſeinen Füßen ſehen, als ſolch' eine Tochter aufnehmen in ſein Haus und Herz?! — An den Vater mußte er immer denken bei Allem, was er that und wollte, der Philipp Emanuel, der Vater war ihm die ſichtbare Gottheit. — Und durfte wohl eine katholiſche Frau, ſelbſt wenn ſie ſo bezaubernd wie die Barbarina, die heilige Schwelle jener Kammer überſchreiten, in der Johann Sebaſtian mit ſeinem Sohne Chriſtoph Friedrich die Paſſionsmuſik in Kupfer ſtach, und in der er ſeinen Choral geſetzt:

»Eine feſte Burg iſt unſer Gott.«

Nein — nimmermehr! — Und dann die Mutter?!

Die ſchlichte, fleißige Mutter! Wie würde ſie erſchreckt und furchtſam auf die weißen, müßigen Hände der Tänzerin ſchauen — o, wie ſchön waren ſie doch dieſe Hände! — und auf die prächtigen Stoffe der Kleidung, und auf all' jenen wunderlichen Tand, den die Barbarina und nur die Barbarina trug. — Nein, nein, es war Wahnſinn! Hatte er ſich deshalb ſo lange und ſo ſtandhaft fern gehalten von der Verführeriſchen, deren Macht er eben ſo wenig widerſtanden, als jeder andere Mann, um ihr allendlich anheimzufallen mit Leib und Seele? — — Nimmermehr!

Ob er ihr genau das Alles ſagte, er wußte es nicht; — er ſprach lange zu ihr, er redete wie ein frommer Prieſter zu einem reuigen Beichtkinde, aber ihm ſelber war zu Muth, als träume er und höre einen Andern reden und könne doch nicht erwachen aus ſeinem ſchweren Schlummer.

Und ſo ſtand denn endlich die Barbarina auf und trocknete ihre Augen. Ein Lächeln huſchte aber doch wieder über die bethauten Wangen wie ein Sonnenſtrahl, als ſie zu ihm ſagte: »Lebt wohl, Herr Kammermuſikus! Da Ihr mir ſo gar eindringlich in Tönen und Worten zugeredet, meine Seele zu retten, ſo will ich es thun um jeden Preis. Ich werde mich verheiraten und eine ordentliche, brave Hausfrau werden, und da Ihr mich nicht dazu machen wollt, ſo werde ich den Erſten heiraten, der mir gelegentlich in den Weg läuft. Die Ver-

antwortung komme über Euch! — Das soll Eure und meine Strafe sein!«

Und damit huschte sie zur Thür hinaus. Unten am Fuße der Treppe kam ihr der Rath Cocceji entgegen, er trug einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand und sah ganz besonders komisch aus in der steifen Galatracht und dem kleinen, runzelvollen Gesicht unter der Riesenperrücke. Aber die Barbarina lachte diesmal noch weniger als je, sie blieb nur einige wenige Augenblicke bei ihm stehen, um ihm einige Worte ins Ohr zu flüstern. »Bringt mir morgen die Antwort!« rief sie dann und sprang die Treppe hinab. — Sie hörte noch, wie der Leuchter zu Boden fiel. — Die Kerze erlosch. — Der Rath Cocceji aber blieb die ganze Nacht auf der Treppenstufe sitzen, allwo ihn die Barbarina getroffen und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. — Am andern Tage durchlief die wundersamste Mähr die Stadt Berlin: die Tänzerin Barbarina hatte sich mit dem königlichen geheimen Rath von Cocceji verlobt und dem Glücklichen versprochen, ihm bereits in einem Monat als seine eheliche Gemalin an den Altar zu folgen.

Wie schlecht schlief doch Philipp Emanuel seit jenem Abend, als die seltsame Frau bei ihm gewesen! — Unaufhörlich auf und nieder wandernd, mußte er oft die Augen schließen und ernste Melodien summen, um nur jenes verführerische Bild zu verscheuchen, das bald

lächelnd und grüßend, bald im Thränenſchleier einer Magdalena des Guido Reni vor ihm aufſtieg. — Es wollte trotz alledem nicht weichen. In dem Winkel ſeines Zimmers ſaß es und lächelte ihm zu, in einfacher, anmuthiger Tracht ging es mit der reizendſten Hausfrauenmiene hin und wieder, es ſetzte ſich ſogar vor das Spinett und legte neckend und übermüthig die Hände auf die Taſten. — Da war ihm zuweilen, als ob er ſelbſt dem Zornesblick aus den ſchwarzen Augen des Vaters hätte trotzen können, um ihret-, um der Barbarina willen. — Und endlich, als die Qual und Angſt den höchſten Grad erreicht, trat er an ſein geliebtes Inſtrument und ſpielte feierlich des Vaters Lieblingsmelodie:

»Eine feſte Burg iſt unſer Gott!«

Da wich der tolle Spuk. — Die Arme des Vaters umfingen ihn, es war ihm, als zöge er ihn an die Bruſt, — er hörte die Stimme der Mutter, — ſie ſegneten den Sohn, die Geliebten! — Leb' wohl, ſchöne Barbarina!

Das Leben der berühmten Tänzerin Barbarina, des verzogenen Lieblings des großen Königs, hat einen wunderlichen Schluß. Ihre Biographen berichten ganz trocken von ihr: Im Jahre 1751 heiratete ſie den geheimen Rath von Cocceji, dem ſie, als er kurz nachher nach Glogau verſetzt wurde, willig dorthin folgte. Sie beſaß drei ſtattliche Güter und 100,000 Thaler baares Vermögen. — König Friedrich Wilhelm II. ernannte

ſie am 6. November 1789 zur Gräfin von Campanier. Sie gründete ein Stift für 16 adelige Fräulein und ſtarb nach glücklicher Ehe am 7. Juni 1799, — eine Frau von 75 Jahren.

Philipp Emanuel verließ Berlin im Jahre 1767, um als Muſikdirector ſich nach Hamburg zu begeben. Er ſtarb unvermält daſelbſt am Abend des 14. September 1788 an einer Bruſtkrankheit. — Ob er ſie wohl je vergeſſen, die ſchöne, verführeriſche Barbarina?! — Ein Porträtkopf von ihr, eine meiſterhafte Copie jenes Bildes in der Dresdner Gallerie berühmter Schönheiten, im blaßrothen Kleide, mit Blumen geſchmückt, angeblich von der Hand des Rafael Meng's, hing über ſeinem Clavier. Aber es war verhüllt mit einem ſeidenen Vorhang. — Er wagte doch nicht in dies Geſicht zu ſehen, wenn er jene ſtrengen Fugen und Präludien des Vaters ſpielte, — nur bei einer lockenden Sarabande oder Gavotte etwa, oder wenn er ſeine eigenen Sonaten über die Taſten gleiten ließ, zog er jene Gardine zurück und ſchaute verſtohlen in das reizende Schelmengeſicht der — Frau Geheimräthin.

Angelica Kaufmann.

Unter den Geſtalten unſerer berühmten deutſchen Frauen iſt beſonders eine zarte Erſcheinung, die unſer Herz und unſere Blicke unwiderſtehlich an ſich zieht, eine Geſtalt, geſchmückt mit allen Reizen echter Weiblichkeit. Die Dresdner Gallerie zeigt uns das Bildniß einer Frau in weiße duftige Stoffe gehüllt, einen tief niedergehenden Schleier über das blonde Haar geworfen, mit einem Antlitz, deſſen feine Züge jener geiſtige Hauch belebt, der alle Schönheit überdauert, alle Reize der Farben und Formen beſiegt. Die blauen Augen blicken ſeelenvoll, aber ſchwermüthig den Beſchauer an, es iſt ein Blick, der ſich nicht vergißt, der tauſend Gedanken und Fragen wach ruft über jenes wunderbare Räthſel, Frauenherz genannt. Dieſes anmuthige Weſen mit dem tiefen Blick war Angelica Kaufmann, Deutſchlands größte Malerin. Zu Schwarzenberg am Conſtanzer-See lebte der Maler Joſeph Kaufmann, vom Biſchof zu Chur zu dauernder Arbeit in das Bündtner Land berufen, mit einem gelieb-

ten Weibe, die ihm am 30. October 1741 ein Töchterchen ſchenkte, die blonde Maria Angelica. Schon im zweiten Jahre nach des Kindes Geburt ſiedelten die Eltern nach Morbigny über.

Die Entwickelung der Kleinen beſchäftigte Vater und Mutter faſt ausſchließlich. Johann Joſeph verſäumte gar oft die beſten Stunden an ſeiner Arbeit, um mit dem Töchterchen zu ſpielen, mit ihr im Garten ſich zu jagen, oder kleine Geräthſchaften, Spielzeug aus Holz zu ſchnitzen. Nichts däuchte ihm ſüßer, als ihre helle Stimme und ihr fröhliches Lachen, und die Mutter nahm oft die Kleine mit zu einer weit entfernten Muhme, wo ſie mehrere Stunden blieb, damit ihr Mann doch nicht gar »zu viel Zeit vertändele« und ein wenig vorwärts käme mit ſeiner Arbeit.

Auch zeigte Angelica ſelber eine ſo große Sehnſucht nach dem Vater, daß man ſich endlich dahin einigte, ſich ſo wenig wie möglich zu trennen. Nun wurde das Atelier des Malers erſt recht die Stätte ſeiner Freuden. Frau Anna ſaß mit irgend einer Arbeit am Fenſter, oder war in der anſtoßenden Küche beſchäftigt, das kleine Mädchen hüpfte, ſprang und kroch neben und unter der Staffelei herum, that tauſend Fragen und war das einzige Sonnenlicht, deſſen Stralen den Maler bei der Arbeit nicht blendeten. Sehr bald wurde aber Angelica wunderbar achtſam auf das Schaffen des Vaters und empfänglich für den Reiz der Farben. Sie konnte lange

Zeit, auf einem Stuhle ſtehend, neben der Staffelei aus-halten, mit großen Augen jeden Pinſelſtrich verfolgend, oder neben dem Farbenkaſten des Vaters ſitzen, und nach dem Namen jeder Farbe immer und immer wieder fra-gen. Später unterrichtete ſie die Mutter im Leſen und der Vater im Schreiben, die Fortſchritte in letzterer Kunſt waren aber die bedeutenderen. Johann Joſeph machte bei dieſer Gelegenheit eine Entdeckung, die ihn faſt berauſchte. Er pflegte nämlich die Vorlegeblätter, die er für ſeine Schülerin mit Buchſtaben bemalte, mit allerlei Schnörkeln und Arabesken zu verzieren. Angelica copirte dieſe mit der Feder mit nicht geringerer Treue und Geſchwindigkeit, als die Buchſtaben ſelbſt und ſaß mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen unbe-weglich vor ihrer Aufgabe, bis ſie vollendet. Kaum war ſie fertig, ſo bat ſie wieder um eine neue. Allmälig legte ihr der Vater ſchwerere vor. Sie vollbrachte ſie in kürzeſter Zeit faſt ſpielend. Die Freude des väterlichen Lehrers darüber war grenzenlos. Nach und nach copirte ſie nach Kupferſtichen kleine Zeichnungen mit der Feder, dann auch mit Kreide. Joſeph Kaufmann beſaß eine be-deutende Kupferſtichſammlung, und die Tochter lernte ſie von allem Anfang an mit Maleraugen betrachten. Auf ſeinen Knien ſitzend, die Arme um ſeinen Hals ge-ſchlungen, lauſchte ſie ſeinen Erzählungen von den gro-ßen Meiſtern der Kunſt, deren Werke ſie ſo im Kupfer-ſtich kennen lernte, und das Band, das ſich um dieſe bei-

den Herzen ſchlang, wurde durch dies gemeinſame tiefe Intereſſe zu einem unlösbaren. Angelica's Liebe zu ihrem Vater wurde zu einer reizenden Schwärmerei, in die ſich zugleich die Begeiſterung für ſeine Kunſt miſchte, ohne daß ſie ſelbſt zu ſagen wußte, wo die Grenze des einen und der Anfang des andern Gefühls war.

Aber die Mutter verlangte auch ihren Antheil an der talentvollen Tochter. Einer muſikaliſchen Familie entſproſſen, mühte ſie ſich, in ihrem einzigen Kinde den Sinn für Muſik zu wecken; ſie ſang mit ihrer hübſchen Stimme ihr kleine Lieder vor und begleitete ſie mit der Harfe. Gar bald entdeckte ſie eine ungewöhnliche Begabung ihrer Tochter auch in dieſer Hinſicht, nämlich das feinſte Gehör, ein ſtaunenswerthes Muſikgedächtniß und die lieblichſte Stimme. Beide Eltern verſuchten nun, die Mutter mit Hilfe eines Vetters, des Organiſten aus Arlon, dieſe Talente auf das gewiſſenhafteſte auszubilden, und eine Zeit lang ſchien es wirklich zweifelhaft, welches von beiden das bedeutendere. Die Mutter träumte davon, die Tochter als große Sängerin in der Welt glänzen zu ſehen. Aber Angelica's ganze Seele hing an dem Vater und wandte ſich der leuchtenden Welt der Farben zu.

In Como, wohin Angelica in ihrem zwölften Jahre mit ihrer Familie zog, malte ſie ihr erſtes Porträt, das ihr großen Ruhm verſchaffte, nämlich das des Biſchofs von Como. Der hochwürdige Herr war entzückt von der klei-

nen Künſtlerin, ließ ſie viel zu ſich kommen, beſchenkte ſie und empfahl ſie und ihren Vater nach Mailand an den Herzog von Modena. In Mailand eröffnete ſich Angelica's trunkenen Augen eine neue Welt. Die Kirchen und Paläſte der großen Stadt bargen unermeßliche Schätze der lombardiſchen Malerſchule; wie im Traume und doch mit offenen Augen durchwanderte das junge Mädchen die heiligen Kirchenhallen und Gallerien. Sie copirte mit unermüdlichem Fleiße. Ihre zarte, anmuthige Erſcheinung fiel gar bald allen Beſuchern auf, man ſtaunte über das Talent eines Kindes, die Staffelei Angelica's wurde belagert, und eine der größten Schönheiten Mailands, die gefeierte Herzogin von Carrara, hatte zuerſt die Caprice, ſich von ihr malen zu laſſen. Viele vornehme Frauen folgten nach der Ausſtellung des gelungenen, mit großer Grazie gemalten Porträts ihrem Beiſpiele.

In Mailand traf ſie der Schmerz, die Mutter zu verlieren; doppelt empfand ſie ihn, da ſie den über Alles geliebten Vater ſo tief gebeugt ſah von dem Verluſt der treuen Gefährtin. An dem Sarge der Geliebten legte ſie das Gelübde ab, nie von dem Vater zu ſcheiden, nur für ihn allein zu leben. Dann redete ſie ihm zu, Mailand zu verlaſſen und für einige Zeit in jene zauberiſche Gegend an jenen ſtillen grünen See zurückzukehren, der ſein erſtes junges Eheglück geſehen. Joſeph Kaufmann willigte ein. Vater und Tochter ließen ſich in Schwarzenberg nieder und übernahmen die Ausmalung der dortigen

Parochialkirche. Der Maler ſchmückte die Decke und Angelica führte die zwölf Apoſtel al fresco aus. In dieſem ruhigen Leben fand denn auch das wunde Herz des beraubten Gatten die verlorene Ruhe allmälig wieder; die geliebte Tochter erwuchs ihm zur tröſtenden Freundin, zur Kunſtgenoſſin. Es war ein reizendes Leben, das ſie dort führten, Vater und Tochter an den Wellen des Sees, den ſtolzen Bergen gegenüber. Die Vormittage wurden der Arbeit gewidmet, der übrige Tag zu kleineren und größeren Ausflügen beſtimmt. Am Abend ſang Angelica ihre ſüßen Lieder mit Harfenbegleitung, und wenn auch oft der Schleier der Trauer über ihrer Stimme hing und der einſame Zuhörer in ſeinem Seſſel am Fenſter in Thränen ausbrach, bei den bekannten Melodien in Erinnerung an jene Stimme, die auf ewig verſtummte, ſo war doch keine Bitterkeit in dieſem Schmerz um die geliebte Todte.

Im Spätherbſt des Jahres 1757 kehrten Vater und Tochter nach Mailand zurück, mit den beſten Empfehlungen verſehen, um ſich nach kurzem Aufenthalt daſelbſt nach Florenz zu wenden. Florenz, die Hüterin der größten Herrlichkeiten der Kunſt, verſenkte die Seele Angelica's in einen Taumel von Entzücken. Angelica's Pinſel gewann hier an Sicherheit, Kraft und Glanz auf eine wahrhaft überraſchende Weiſe. Das junge Mädchen wurde der Stolz und das Entzücken von ganz Florenz. Die Copien, die ſie zuweilen ausſtellte, erregten allge-

meine Bewunderung. Sie fanden nicht allein Käufer, ſondern verſchafften ihr auch den ehrenvollen Auftrag, für die Gallerie der 100 Bildniſſe der berühmteſten Maler aller Zeiten ihr eigenes Porträt zu liefern. In Florenz war es, wo noch einige ihrer Freunde den Verſuch machten, ſie zu bewegen, ſich der Muſik zu widmen. Man glaubte ihre Geſundheit minder gefährdet in dieſem Berufe, allein ſie weigerte ſich ſtandhaft und verließ ſogar, um dieſen unabläſſigen Bitten ſich zu entziehen, die geliebte Florenza und folgte ihrem Vater nach Rom. Dort erſt fand ihre glühende Seele vollſte Befriedigung; das Ziel ihrer geheimen, unendlichen Sehnſucht war erreicht. Der gelehrte Johannes Winckelmann, der ſich damals dort aufhielt, intereſſirte ſich nicht minder lebhaft für die Erſcheinung des jungen reizenden Mädchens mit den ernſten Augen, wie für ihr glänzendes Talent und ihren ſtaunenswerthen Fleiß. Der freundſchaftliche Umgang mit ihm war für Angelica von größtem Nutzen; der berühmte Mann trug ſehr viel zur Förderung ihrer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ausbildung bei und führte ſie in die beſten Kreiſe der Wunderſtadt ein. Leider war dieſer ſchöne Verkehr nur von kurzer Dauer, da die junge Malerin den Auftrag erhielt, mehrere Bilder in der königlichen Gallerie von Neapel zu copiren. Sie begab ſich ohne Verzug dorthin und malte neben dieſen Copien auch noch viele Porträts. Dieſe ihre Kunſt verſchaffte ihr die Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Fremden, beſonders

der anweſenden Engländer. Man überhäufte ſie mit Lob und Geſchenken, man drängte ſich in ihr Atelier, man machte Beſtellungen über Beſtellungen, zahlte für die Bilder der jungen Malerin die höchſten Preiſe und überredete ſie endlich, nach England zu gehen. Die glänzendſten Verſprechungen wurden ihr gemacht, die brillanteſten Ausſichten auf Anerkennung und reichen Gewinn eröffnet.

Auf den dringenden Rath ihres geliebten Vaters und Lehrers entſchloß ſie ſich endlich, im Frühjahre des Jahres 1766 nach London abzureiſen. Eine liebenswürdige Frau aus der hohen engliſchen Ariſtokratie, Lady Beerworth, nahm ſie unter ihren Schutz und ihren Einfluß, und ihrer Fürſprache verdankte ſie die ehrenvollſten Aufträge. Die Prinzeſſin von Braunſchweig beſtellte ihr Porträt bei ihr, die Mutter des Königs beſuchte ihr Atelier; die junge Künſtlerin hatte kaum Zeit allen Aufträgen zu genügen. Ihre Briefe an den theuren Vater, der wegen der Vollendung eines Altarbildes in Rom zurückgeblieben war, athmeten, trotz aller Sehnſucht nach ihm, doch Freude und Glück. In kurzer Zeit ſah ſie ſich in eine faſt glänzende Lage verſetzt. Sie malte ſchnell, bei aller Sorgfalt und Zartheit der Ausführung, und erwarb ſich bedeutende Summen. Zugleich ſah ſie ſich als ein gefeiertes Mitglied jener Kreiſe, in deren Atmoſphäre ſie ſo gern und leicht athmete. Man huldigte ihrer jugendlichen Anmuth, ihrer ſüßen Stimme und ihrem

künſtleriſchen Talent, der Name Angelica Kaufmann war der beliebteſte in England. Der berühmteſte Maler Englands, Sir Joſhua Reynolds, bewarb ſich eifrig um ihre Gunſt und trug ihr endlich ſeine Hand an. Angelica aber wies ihn zurück; der Gedanke, ihren Vater zu verlaſſen, war ihr unerträglich. Auch beängſtigte ſie die Vorſtellung, in dieſem Nebellande für immer bleiben zu müſſen, und endlich war ihr Herz dem ſtolzen Bewerber gegenüber völlig kalt geblieben.

Und doch ſollte ſie ihn kennen lernen, den Blick der Leidenſchaft, ſie ſollte es erfahren, daß zwei Augen für uns die einzigen Augen in einer Welt zu werden vermögen.

In den Geſellſchaften der vornehmen Welt war Angelica Kaufmann wiederholt mit einem jungen Manne zuſammengetroffen, der ſich ihr als ein Graf Horn aus Schweden vorſtellen ließ. Große Schönheit und die feinſten Umgangsformen zeichneten ihn vor allen Männern ihrer Bekanntſchaft aus. Die Art ſeiner Unterhaltung war die eines gebildeten Mannes aus der großen Welt. Ein Zug von Schwärmerei und Schwermuth in dem Weſen ihres neuen Bewunderers diente nur dazu, den Eindruck zu erhöhen, den ſeine Erſcheinung auf die leicht erregbare Phantaſie der Künſtlerin machte. Und das Herz verbündete ſich gar bald mit der Phantaſie. Angelica Kaufmann nahm die Huldigungeu des Grafen mit einer Art von glückſeliger Unruhe auf, die keinem ihrer Freunde entging. Die ariſtokratiſche Geſellſchaft fand eine derar-

tige Verbindung im höchſten Grade wünſchenswerth für ihren Schützling; man bot Alles auf, ſie zu fördern, die Liebenden ſahen ſich faſt täglich in einem oder dem andern befreundeten Hauſe. Der Graf war in jedem Kreiſe unzertrennlich von der anmuthigen Malerin; die ſchönſten und vornehmſten Frauen blieben unbeachtet von ihm, er ſchien nur ihre zarte, reizende Geſtalt, ihr blondes Haar, ihr feines geiſtiges Geſicht zu ſehen, ſein Blick verſenkte ſich nur in ihre tiefen wunderbaren Augen.

Er beſuchte ſie oft in ihrem glänzend eingerichteten Atelier unter dem Vorwande ſie malen zu ſehen, und dieſe Stunden waren für beide von einem unſagbaren Zauber. In einem tiefen Seſſel vergraben, ſaß er dann am halbverhangenen Fenſter mit heißem, dunkeln Blick, jeder ihrer Bewegungen folgend. Wie reizend war ſie vor ihrer Staffelei, wie ſchön Arm und Hand, wie anmuthig die Beugung des Nackens, wie edel die Linie des Profils und die üppige Fülle des dunkelblonden Haares. Dann und wann, eine halblaute Frage von ihm beantwortend, wendete ſie den Kopf und ſah zu ihm hin. Wie Feuer ſchlug es ihr aus ſeinen Augen entgegen; von ſüßer Beklemmung ergriffen, wandte ſie ſich wieder ab. Nie ſchuf ſie Schöneres, nie war ihr Pinſel leuchtender, als in jenen Stunden, wo ſie ihn ſo nahe wußte. Es war, als ob ihrer Seele Flügel wuchſen; ein Glücksgefühl, wie es ſich nicht in Worte faſſen läßt, überſtrömte ſie.

Trotz dieſer wunderbaren Wandelung gedachte ſie ihres geliebten Vaters mit heißer Sehnſucht. Sie erwartete ihn jetzt täglich aus Italien zurück. „Du wirſt dein Kind verändert finden,“ hatte ſie ihm geſchrieben, „aber du wirſt dich dieſer Veränderung freuen. Ich habe noch nie ſo leicht und ſo froh geſchaffen! Komm und ſieh, ob dir meine letzten Bilder gefallen. Ich meine, ſie ſehen aus, als ob ſie allein unter dem Süden des Himmels entſtanden; alles Andere, das ich früher malte, erſcheint mir grau und kalt. Komm und ſieh, wie Dir jetzt meine Farben gefallen.“

Und er kam und fand ſein Kind ſchöner, ſtrahlender als je und ihre Bilder mit ihr; er ſtaunte über die wunderbaren Fortſchritte, die ihm in ihrer Kunſt entgegentraten. Gar bald erkannte er freilich den Urheber jener äußern und innern Veränderung Angelica's, jenen Zauber, der Alles vermag, der aus öden Steppen Paradieſe ſchafft und arme Kieſel in blitzende Diamanten verwandelt; das Vaterauge erkannte, daß die Liebe eingezogen war in das reinſte, treuſte Herz der Welt. Bange Beſorgniſſe befielen ihn um das Glück und den Frieden ſeines Lieblings.

Der junge Graf flößte ihm kein Vertrauen ein. Es war ein Etwas in ſeinem Weſen, das ihn beunruhigte. Ach, wie glücklich würde er geweſen ſein, wenn die Wahl ſeines Kindes auf jenen engliſchen Kunſtgenoſſen, auf Sir Joſhua, gefallen wäre. Wohl wagte er zuweilen,

dieſen ſeinen Gefühlen Worte zu leihen, aber wann hätte wahre Liebe auf eine Stimme der Warnung gehört, wäre es ſelbſt die theuerſte? Iſt doch das Vertrauen, das durch nichts zu erſchütternde Vertrauen die ſchönſte Blüthe der Liebe! Und es war auch zu ſpät zu ſorgen und zu warnen. Noch ehe Joſeph Kaufmann aus Italien zurückkehrte, war das leidenſchaftliche Geſtändniß vernommen und erwiedert worden, und daß nun dennoch der Graf zögerte, bei dem Vater um die Hand der Tochter anzuhalten und das Bündniß beider öffentlich zu erklären, beunruhigte nur den Vater, nicht die Tochter. Sie wußte, er liebte ſie, das war ihr genug. Aber eines Tages erſchien der Geliebte vor ihr zu ungewöhnlicher Stunde, bleich und bebend. Eine ſeltſame Geſchichte war es, die er ihr erzählte; wie ein Märchen hörte ſich's an, was er zu ihr ſprach. Er nannte ſich einen Flüchtling vom ſchwediſchen Hofe, verfolgt von der Liebe einer Prinzeſſin, die ihn durch eine morganatiſche Ehe zu ihrem Sclaven zu machen ſich ſehne; er ſchilderte ihr ſeine Verzweiflung, ſein ohnmächtiges Sträuben bei dem Gedanken an dieſes Bündniß. Mit aller Sophiſtik der Leidenſchaft, mit aller Beredſamkeit der Liebe flehte er ſie an, in eine heimliche Trauung zu willigen, und dadurch für ewig jene Pläne zu nichte zu machen, die ihn dem Wahnſinn in die Arme lieferten. »Aber Niemand darf darum wiſſen, die Augen und Ohren meiner Feinde ſind wachſam,« flüſterte er zu

ihren Füßen, mit den ſchönen wilden Augen zu ihr aufblickend; »nur wenn die gefeierte Angelica mein Weib geworden, kann ich allen Verfolgungen trotzen, dann bin ich ſtark und muthig, dann können uns Menſchen nicht mehr trennen. Würde aber dieſe meine Abſicht verrathen, ſo warteten meiner Kerker und Tod. Nun weißt Du, warum ich zögerte, öffentlich um Dich zu werben, Geliebte. In deiner Hand liegt jetzt mein Geſchick. Ich verlange von Dir das Opfer des Schweigens, deinem Vater gegenüber. Sobald die Trauung vollzogen, wollen wir ihm Alles geſtehen, dann vermag uns keine Macht auf Erden wie im Himmel mehr zu ſcheiden.«

Ob ſie wohl zögerte? Ob ſie gezögert hätte, wenn er ihr Leben verlangt haben würde? Sie willigte in Alles. Und an dem Tage der heimlichen Trauung, als der Graf in der Abenddämmerung an der St. Dunſtanskirche ihrer wartete und in der Sacriſtei den Myrthenkranz in ihre blonden Locken drückte, waren es ja die geliebteſten Lippen der Welt, die ihr die hervorſtürzenden Thränen von den Wangen küßten und ihr die ſüßeſten Namen gaben.

Da erfolgte eine jähe Unterbrechung.

Draußen raſſelten die Räder von Fuhrwerken, und einige Augenblicke ſpäter füllten ſich die ſchmalen Gänge der Kirche mit einer ſehr ariſtokratiſch ausſehenden Geſellſchaft.

Voran eilte eine kleine, hochfriſirte Dame, die thä-

tigſte Beſchützerin Angelica's — die Herzogin von Queensberry; dann Miß Chudleigh, die Lady Veerworth. Den Damen folgte ein eisgrauer, vornehmer Mann, mit Orden geſchmückt, geführt von dem eleganten Horace Walpole. Sir Joſhua Reynolds mit ſeiner tiefgrünen Brille drängte ſich heftig vor und der Markgraf von Ansbach, ſeine gewaltige Reitpeitſche ſchwingend, ſchloß den Zug.

Der vornehme Greis tritt auf das Brautpaar zu.

»Hier verheiratet ſich ein Graf Göran Horn — alſo mein Sohn!« ruft der Alte. »Darum muß ich wiſſen; denn ich bin der Vater des Bräutigams.«

Der Neuvermählte ſtarrte den alten Grafen an; er zögert einen Augenblick — dann ergreift der junge Ehemann den Arm Angelica's, und reißt ſie zur Kirche hinaus. Einen Augenblick ſpäter hörte man eine Kutſche raſſelnd davonfliegen.

»Das iſt mein Sohn nicht!« rief der alte Graf Horn; »aber das Geſicht des Mannes iſt mir nicht unbekannt. He, Erik,« rief er ſeinem Diener zu, »wer war dieſer Menſch?«

»Chriſtjern, Herr Graf; Euer Gnaden früherer Kammerdiener!« antwortete der Diener ſich verbeugend. »Und weiß Gott, ſeine Frau und ſeine drei Kinder waren in Stockholm dem Verſchmachten nahe, bevor ſich der Herr Graf ihrer annahm.«

Alles erſtarrte. Angelica, die Argloſe, Reine, Edle,

war das Opfer eines Betrügers geworden, wie Joſhua Reynolds im letzten Augenblicke noch ausfindig gemacht hatte.

»Ihm nach!« rief der Markgraf von Ansbach.

Die Herren machten ſich zu Wagen und zu Pferde auf die Spur des Betrügers, um ihm ſeine Beute zu entreißen. Man fand indeß die Neuvermählten erſt nach einigen Tagen in einem obſcuren Wirthshauſe in Richmond wieder.

Angelica war vernichtet, als ſie vernahm, wie der Elende, dem ſie angetraut war, ſie betrogen hatte. Man fand ihn mit einer Geldſumme ab, hinderte damit aber nicht, daß er wegen eines Diebſtahls deportirt wurde. Die ganze gebildete Welt war außer ſich über die der Malerin der Grazien angethane Schmach und trauerte mit über dies zerknickte Leben.

Es richtete ſie nicht wieder auf, daß ſie der Ehre würdig gefunden wurde, bei der Gründung der königlich britiſchen Akademie zum Mitgliede ernannt zu werden.

Die unſelige Ehe wurde für ungiltig erklärt. Die Künſtlerin wandte ſich zuerſt nach Irland und lebte dort in tiefſter Zurückgezogenheit ihrem Schmerze, bis ihre ſtarke Seele ſich allmälig wieder aufrichtete, um in der heiligen Kunſt Erſatz zu ſuchen für ein zertrümmertes Lebensglück.

Und ſie fand ihn. Wunderbar verklärte der Schmerz die Schöpfungen ihres Pinſels, wie früher die Liebe ſie

verklärt hatte. Sie wandte ſich neben dem Porträt nun auch dem Hiſtorienfache zu und errang darin große Erfolge. Arbeit, ſtrenge Arbeit und Pflege ihres kränkelnden Vaters füllten fortan ihr Leben aus.

Man zählt 600 Stiche, die nach Bildern Angelica's gearbeitet worden ſind. Ihre Porträts ſind voll poetiſcher Schönheit und warmer Färbung; die hiſtoriſchen Bilder verrathen die zarte Frauenhand oft zu ſehr.

Fünfzehn Jahre blieb ſie in England, hochgeehrt und geliebt; aber die frühere Angelica war an dem Schreckenstage geſtorben, der ihr die Kunde von dem Verrathe ihrer erſten und einzigen Liebe brachte. Horn blieb verſchwunden. Sir Reynolds wiederzuſehen, hat ſich Angelica Kaufmann nie überwinden können, ſo oft er auch den Verſuch wagte, ſich ihr zu nähern, und als ſie ihn zufällig von Weitem einmal auf ſie zugehen ſah, fiel ſie in Ohnmacht. Nie kam der Name ihres vormaligen Gatten mehr über ihre Lippen: »Nur nie von ihm reden,« bat ſie mit verzweiflungsvoller Angſt den Vater. Ernſt und ſtill erſchien ſie Allen, die ſie früher gekannt, und aus den Augen blickte eine Trauer, die jedes Herz rühren mußte. Nach fünfzehn Jahren reichte ſie auf den heißen Wunſch des Vaters, deſſen Lebenskraft zuſehends erloſch, dem liebenswürdigen tüchtigen Maler Zucchi die Hand, der ſie längſt im Herzen getragen. Dieſe Ehe glich einem ſchönen Herbſttage. Mit dem Gatten und dem Vater kehrte ſie nach Italien zurück.

Sie ließen ſich zuerſt in Venedig nieder, wo man Angelica wie eine Fürſtin ehrte und feierte. Hier aber verlor ſie ihren geliebten Vater. Der Schmerz beugte ſie tief, ihr Gatte führte ſie, um ſie zu zerſtreuen, nach Neapel. Dort fand ſie die glänzendſte Aufnahme — die Königin beſtellte mehrere Gemälde bei ihr und trug ihr ſogar eine Stelle an ihrem Hofe an, welche Angelica aber dankend ablehnte. So zauberhaft die Schönheit des Himmels und der Erde auch wieder auf ſie wirkte, ſo entſchloß ſie ſich doch in Rom ihren bleibenden Wohnſitz zu nehmen.

Das Haus der Zucchis wurde in Kurzem das beſuchteſte in Rom. Jedes Talent, jeder bedeutende Name ſuchte und fand dort Aufnahme. Die berühmteſten Künſtler und die begabteſten Anfänger huldigten der liebenswürdigſten Wirthin und fühlten ſich wohl in der Nähe des heiterſten Wirthes. Viel Muſik wurde getrieben in den Salons Angelica's, zuweilen ſang ſie noch ſelbſt eines jener kleinen ſüßen Lieder, die ſie von ihrer Mutter gelernt, und nichts war reizender, als ihre Art und ihr Vortrag.

Das Jahr 1795 brachte ihr den letzten herben Schmerz ihres Lebens: Antonio Zucchi ſtarb. Angelica betrauerte ihn innig. Ihr Leben wurde ruhelos, als ſeine treuen Augen ſich geſchloſſen. Sie verließ Rom und ging nach Bologna, Mailand, Venedig, Como, Florenz, wie Hilfe und Troſt ſuchend in ihrer Verlaſſenheit, um endlich matt wieder in die ewige Stadt zurückzukehren.

Alte Schmerzen wurden wieder wach, ſchwere Erinnerungen ſtanden auf, der kaum errungene Friede wich von ihr. Sie war nicht dazu geſchaffen, allein zu leben. Es war etwas Lianenhaftes in ihr — ſie mußte den feſten Stamm fühlen, um den ſie ſich ranken durfte. Sie arbeitete zwar fortwährend, aber es war keine Freudigkeit mehr in ihr.

„Es iſt kein rechtes Licht mehr zur Arbeit,“ ſagte ſie oft, „der Abend kommt.“ Ein Bruſtübel führte ſie langſam zum Tode. Ein junger Verwandter, Johannes Kaufmann, war in den letzten Monaten ihres Lebens bei ihr. Sie liebte es, ſich von ihm vorleſen zu laſſen, oder ſeinem ſchönen, ſeelenvollen Geigenſpiele zu lauſchen. Von ihrem Tode redete ſie ſelten, aber ſie ließ ſich nur ernſte Gedichte vorleſen, hörte nur feierliche Melodien. So kam der letzte Tag heran. Am 5. November 1807 entſchlief ſanft Deutſchlands größte Malerin, ſo ſanft, daß die weiche Stimme, die ihr eben die Ode Klopſtock's: „Auferſteh'n, ja auferſteh'n“ vorlas, nicht innehielt bei ihrem letzten Seufzer, ſondern das Schlußwort warm und innig ausſprach. Sie hörte es droben im Himmel.

Aleſſandra Strozzi.

Motto:

In goldenen Flechten blonde Haare hangen,
In saub'res Maschennetz fein eingeschlungen,
Liebliche Schatten werfend
Ihr um den Hals und vorne um die Wangen,
Die rosigen, gehangen —
Und auf das glänzend Elfenbein sie sinken
Der rechten Schulter und der linken,
Verschlag'ne Liebesgötter in des Netzes Maschen
An jedem Tag viel tausend Herzen haschen.

Arioſt.

Sie war ſo wunderbar ſchön die Tochter des Filippo Benucci — die jugendliche Witwe des Tito Strozzi, eines vornehmen Florentiners — daß der hochgefeierte Dichter Arioſt, als er ſie in Florenz zum erſten Mal ſah, mit dieſem erſten Blick Herz und Seele der Holdſeligen für alle Zeiten zu Füßen legte. — Er kehrte damals — im Jahre 1515 — eben aus Rom zurück, um das Feſt Johannes des Täufers in Florenz mit zu begehen, das eben dort mit ganz beſonderem Prunk gefeiert werden ſollte. Es währte drei Tage und die reizende Stadt am Arno entwickelte dabei eine Pracht ſonder Gleichen. Jedes Haus prangte im üppigſten Blumenſchmuck. Koſtbare Teppiche hingen von

den Baluſtraden der Balcone herab, und darüber neigten ſich die ſchönſten Frauen. Aber all' dieſe Pracht und Schönheit ging unter in dem Anblick einer Einzigen, von all' dieſer Herrlichkeit blieb in der Seele des Dichters nur eine Erinnerung, an jene Frau mit dem goldigſchimmernden Haar.

„Sol mi resta immortale
Memoria ch'io non vidi in tutta quella
Bella città di voi cosa più bella —“

Aleſſandra Strozzi erſchien ihm zuerſt im Hauſe eines Freundes, ihres eigenen Schwagers Veſpucci, alle anderen Frauen, die Blüthe von Florenz, überſtrahlend. Noch hatte ſie nicht ganz die dunklen Farben der Witwentrauer abgelegt. Sie trug ein ſchwarzes, weithin ſchleppendes Gewand, reich geſtickt mit Kränzen von Weinlaub und Büſcheln von Trauben in Purpur und Gold. Ihr wundervolles Haar, halb in einem Goldnetz gefangen, halb in langen Locken neben den zarten Wangen niederhängend, entlockten ihm einen Ruf der Bewunderung. Ihre Augen wendeten ſich zu ihm — aber auch zugleich die ſchwarzen, forſchenden Augen eines zwölfjährigen Knaben, auf deſſen Schultern ſie ſich ſtützte. Es war ihr Sohn, der junge Graf Guido Strozzi. — Wie eine Königin ſtand ſie unter den Frauen mit jenem ſeltſamen Schmuck, den ſie zu tragen liebte. Ueber der Stirn nämlich, an der Stelle, wo das Haar ſich theilte, war ein kleiner Lorbeerzweig befeſtigt, äußerſt kunſtvoll

von Gold gearbeitet und mit Edelsteinen besetzt. — Wie flüssiges Gold strömte das Haar an beiden Seiten nieder. Sie redeten an jenem Abend nur wenige Worte mit einander, der seltsame, fast drohende Blick des blassen Knaben wich nicht von Beiden, aber der zündende Funke war wohl in beide Herzen gefallen, der zur nie erlöschenden Flamme werden sollte. Der Name Arioſt war der schönen Frau nicht fremd geblieben, sie kannte jene reizenden Sonette an Giovanna, in denen der Dichter eine todte Jugendliebe feierte, und ihre Zartheit und Schwermuth hatten ihren sanften Augen manche Thräne entlockt. — Mit heimlicher Neugier betrachtete sie nun jenen Mann im schwarzen Sammetkleide, der sich wie ein vornehmer Cavalier unter den Gästen bewegte. — Wie entzückte sie sein edles und bescheidenes Wesen, sein vornehmer Anstand und der geistvolle Ausdruck seines Gesichts. Das Feuer seiner dunklen Augen berauschte sie, und der Ton seiner Stimme klang noch lange nach in ihrem Herzen, als sie heimgekehrt am offenen Fenster ihres Gemaches stand, in süße, unklare Träume versunken.

»Was denkst Du?« fragte plötzlich die scharfe Stimme des Knaben. — Sie schrak zusammen, als ob sie ein Unrecht gethan.

»Geh' zur Ruh', Guido!« antwortete sie sanft und streichelte seine dunklen Locken. — »Ich dachte an das Morgen und ob es so schön sein würde als das Heute. — War es nicht ein herrliches Fest?«

»Alles war ſchön — nur Eines war häßlich — jener fremde Dichter, der von deinem goldenen Haar redete. — Ich haſſe ihn.« Aleſſandra lächelte. »Thörichtes Herz!« ſagte ſie verwirrt, indem ſie den Knaben auf die Stirne küßte und in ſein Schlafgemach geleitete.

Ja ſie dachte an das Morgen! — Sie dachte daran, daß ſie ihn wiederſehen ſollte, jenen ſtolzen, ernſten Mann mit dem tiefen, ſeltſamen Blick. Dann wollte ſie auch jene bange Scheu überwinden, die ſie heute in Banden gehalten und frei mit ihm reden. — Und ſie redeten auch wirklich am nächſten Tage oft und lange mit einander dieſe Beiden, zwiſchen den Myrthen- und Granatbüſchen des Gartens der Villa Veſpucci auf- und niederwandelnd. In jenen Stunden ertheilte ſie ihm auch die Erlaubniß, ſie in ihrem eigenen Hauſe aufſuchen zu dürfen, im Fall er länger in Florenz zu verweilen beabſichtige. — Und er blieb — er konnte nicht fort — Arioſt wurde der tägliche Gaſt Aleſſandra's. — Aus dem flüchtigen Beſuche der ſchönen Stadt, bei Gelegenheit des Feſtes, wurde ein Aufenthalt von Wochen und Monaten. — Der Dichter fühlte ſich in unzerreißbare Feſſeln geſchlagen. An jedem Abend betrat er ſein Gemach mit dem feſten Vorſatz, in der nächſten Morgenfrühe Abſchied zu nehmen von Florenz und der Geliebten — um am andern Tage ſich ſelbſt um eine Verlängerung der »ſüßen Pein« anzuflehen. — O wie ſüß war es, die Sonne aufgehen zu ſehen mit dem Bewußtſein: »Sie

beleuchtet den Weg zu ihr!« — Das Haus Aleſſandra lag nur durch einen Garten von der Villa Veſpucci's getrennt, — der Pfad zu der ſchönſten der Frauen führte an Blumenbeeten vorüber und durch ein Wäldchen von Orangen- und Citronenbäumen bis an den Fuß der Marmortreppe. Wie raſch flog er die Stufen hinan. — Und einmal wie immer öffnete der alte Diener, ſich tief verneigend, die Thür, geleitete ihn durch kühle Hallen und Gänge, um endlich die niederwallenden Vorhänge von violettem Sammt zurückzuſchlagen. Da ſaß ſie in der Fenſterniſche nach dem Garten zu, mit einer kunſtvollen Arbeit beſchäftigt, wie ſie damals die vornehmen Frauen liebten. — Wohl hatte ſie ihn kommen ſehen, das verrieth wohl das erhöhte Roth der Wangen und das halbunterdrückte Lächeln. Langſam ſchlug ſie die lichtbraunen Augen zu ihm auf, ihn zu grüßen. Er nahm an ihrer Seite auf einem niedern Tabouret Platz — ein demüthiger Sclave zu den Füßen ſeiner Herrin. Bewundernd verfolgte er die Bewegungen der ſchlanken Hand, die zwiſchen den reizend zugeſpitzten Fingern die Nadel hält. Das Muſter der Stickerei entzückte ihn, ſie ſelbſt hatte es erdacht: — es waren Kränze von Lilien und Tauſendſchön, die ſich um den Saum des Kleides zogen. — Unwillkürlich wurde ſeine Bewunderung zum Gedicht:

„Nicht ohne Grund — Lilien und Tauſendſchön
Die ſind der Treue — die der Liebe Blumen“
(Arioſto's Sonette.)

flüſterte er ihr zu. — Wie oft beneidete er die Nadel, die ihre Finger berührten, den goldenen Faden, die Seide oder den Sammet des Stoffes, die zierliche Erfindung der verſchlungenen Arabesken. »Ach!« ſeufzte er, »daß ſie an mir ein Muſter nehmen und mir in treuer Liebe nachahmen wollte!« —

Wie ſüß ließ ſich's plaudern, ſo dicht neben der Geliebten in dem weiten kühlen Gemach. Und wie lauſchte ſie ſeinen Worten, nur zuweilen mit ſinniger Frage oder lieblichem Scherz ihn unterbrechend. — Wie wunderbar ſchön er zu reden wußte — wie die Stunden flogen in ſeiner Nähe! Die zarte Hand ruhte aber nicht während dieſer Hin- und Wiederrede, es war vielmehr als ob Aleſſandra doppelt eifrig zu arbeiten ſich mühte in der Gegenwart des Geliebten. — Sie bewachte ſich ſelber nicht minder ſtreng, als der Knabe ſie bewachte, der allezeit grollend zu ihren Füßen ſaß und mit düſtern Blicken den Verhaßten maß, der es wagte in ihrer Nähe zu weilen. Wolken von Silberſtoff und Purpur thürmten ſich oft auf zwiſchen dem Dichter und der ſchönen Frauengeſtalt. —

„Und ſo bin manchmal Zeuge ich geworden,
Daß Alabaſterhand nach Muſterriß,
Den Silberſtoff verbrämte mit rothen Borden —
Die Hand, die manchmal mir das Herz zerriß."
(Arioſto's Sonette.)

Zerriß ſie ihm denn wirklich das Herz, weil ſie ſich

nicht so schnell festhalten ließ, weil sie sich nicht so rasch und ohne Kampf in die seine legte? —

Ach nein! Er sah ja, daß sie zitterte — er sah, daß sie eines Tages dennoch sein eigen werden müsse — er sah wie der süße Athem flog bei manchem seiner Worte und Bilder und die zarten Wangen erglühten — die seligste Ahnung ihrer Gegenliebe beschlich sein Herz. — Dieses heimliche Hoffen und Sehnen, dieses Schwanken zwischen Seligkeit und Zagen war so berauschend, daß der Dichter zögerte diesen Zauber zu brechen durch ein offenes Geständniß seiner heißen Liebe. Wie oft, wenn er die fast antike Linie ihres niedergebeugten Profils verfolgte, wenn sein Auge auf dem schön geschwungenen Munde ruhte und die prächtige Gestalt überflog von dem Goldhaar bis zu der Spitze des Füßchens in dem purpurnen Sammetschuh, wenn seine Fantasie sich diese holdselige Erscheinung dachte, bewegt, gehoben, getragen von der Leidenschaft hingebender Liebe, — war er eben im Begriffe die Knie zu beugen vor ihr mit jenem verhängnißvollsten aller Worte: »Ich liebe Dich!« — War es nun jener Reiz der Gegenwart, der ihn zurückhielt, oder eine Furcht vor der verschleierten Zukunft — genug — er zögerte immer und immer sein Herz mit seinen Gluten den sanften Blicken dieser Frauenaugen zu enthüllen. — »Meine Wünsche streben so hoch daß meine Hoffnungen zurückschrecken und ihnen nicht zu folgen wagen,« sang er. — Eine entzückende qualvolle Unruhe er-

füllte ſein Herz, eine Hoffnung, die bald nach den Sternen griff, bald langſam und zagend einherſchleicht:

„O speranza! che ancor dietro si mena
Quando a gran salti, e quando a passi lenti!“

In dieſen und ähnlichen Verſen allein wagte er es allmälig zu ihr von ſeiner Liebe zu reden. — — aber nur wenn Guido Strozzi das Zimmer verlaſſen. Und das geſchah jetzt häufig, denn der Knabe ſaß nicht mehr ſo ſtill und finſter da wie in den erſten Tagen. Er redete heftig darein, wenn der Dichter ſprach, er warf höhnende Worte hin und legte auf alle nur erdenkliche Weiſe einen Haß gegen Arioſt zu Tage, der ſeine Mutter entſetzte. — Sie verbannte ihn oft ſtundenlang aus ihrer Nähe, die qualvollſte Strafe für das leidenſchaftlich liebende Herz des Kindes. — Der Dichter ſelbſt bat für ihn, wenn er den Ausdruck von verzweiflungsvoller Traurigkeit ſah, den ein ſolcher Spruch hervorrief in den ſchönen Zügen des Knaben. — Aber er dankte ihm ſolche Fürſprache nur mit neuem Hohn. So wild ſeine Freude beim Wiederſehen der angebeteten Mutter war – den „Fremden“ traf kein freundlicher Blick. — Es war — dies erkannte Arioſt gar bald — vergebens um die Liebe Guido Strozzi's zu werben und er gab es auf, ſein Herz zu gewinnen. Voll tiefen Mitleids betrachtete er den Knaben. Welche Qualen mußte die wahnſinnige Eiferſucht ſeiner jungen Seele bereiten! Er ſah ihn oft die blendenden Zähne auf ſeine Lippen preſſen, daß ſie bluteten, bei jedem Blick, bei

jedem Lächeln, das da Aleſſandra an ſeinen Feind verſchwendete. — Guido war es, der die Blumen, die Arioſt der Geliebten brachte, aus den Marmorbecken riß und ſie in alle Winde verſtreute, — er war es, der die Laute zerbrach, auf deren Saiten der Dichter ſchmelzende Weiſen geſpielt. Und dennoch ſtürzte er allezeit nach vollbrachter That ſeiner Mutter zu Füßen, ſtürmiſch ihre Knie umfaſſend, — voll Reue und Thränen, um — am nächſten Tage dieſelbe That von Neuem zu begehen. — Ein Abend kam aber, an dem Guido Strozzi Zeuge des Entzückens über jenes unvergleichliche Goldhaar, dieſer richissima capellatura bionda, werden ſollte. Arioſt wagte es im Augenblick des Scheidens, hingeriſſen von ſeinen Empfindungen, eine jener langen duftenden Locken zu berühren und an ſeine Lippen zu ziehen. — Ein Blatt blieb auch diesmal in den Händen Aleſſandra's zurück. Sie las es, als Arioſt ſie verlaſſen — aber die Hand zitterte, die es hielt. — »Was iſt es, das Euch ſo froh lächeln läßt?« fragte plötzlich der Knabe und hing ſich an ihre Arme. Seine dunklen Augen ſchauten bald forſchend in das Blatt, bald in das Angeſicht der Mutter — »Es iſt ein Sonett Arioſt's auf mein Haar. Du liebſt es ja auch? — —« »Liebt er euer Haar?«

»So ſagt das Gedicht!«

»Es iſt wahr — Euer Haar iſt leuchtender und reicher als das Haar anderer Frauen. Ihr würdet weniger ſchön ſein *ohne* dieſe goldenen Locken.«

»Vielleicht gar nicht mehr ſchön!« lächelte ſie zerſtreut und zog liebkoſend den Knaben an ſich. In ihrem Herzen aber dachte ſie: »Er würde mich lieben und auch wenn ich plötzlich häßlich geworden. Er allein!«

»Er liebt ſie um ihres Goldhaars willen,« dachte Guido Strozzi. »Wie würde es ſein, wenn ſie es verlöre?«

Und in der Nacht darauf ſchlich ſich der Knabe an das Bett der Mutter. — Wie ein ſchöner Dämon ſtand er vor ihr. Wie reizend war die holde Frau in ihrem Schlummer! Die goldenen Locken überfluteten faſt das Kiſſen. — Lange ſchaute Guido Strozzi auf das bezaubernde Bild. Allmälig ſänftigten ſich die finſtern Züge ſeines Geſichts, die Stirn glättete ſich, ein Strom von Zärtlichkeit brach aus den Augen. Da lächelte Aleſſandra im Schlafe, und ihre Lippen hauchten einen Namen, den Namen des Geliebten. — — Der Knabe zuckte zuſammen. Er neigte ſich lauſchend über ſie. — Noch einmal wiederholte der ſüße Mund jenen Laut. — Todtenbläſſe überzog plötzlich das Antlitz des Lauſchers — ein ſcharfer Stahl blitzte auf. Mit feſtem Griff faßte die Kinderhand den goldenen Lockenſtrom und trennte mit wenigen raſchen Schnitten das wunderſchöne Haar vom Haupt der Schlafenden.

Es war geſchehen! Klirrend fiel der kleine Dolch zur Erde. Aleſſandra erwachte, voll Entſetzen um ſich ſchauend. — »Mutter, vergib!« bat eine angſtvolle Stimme. — Und mit verzweiflungsvollem Weheruf

ſtürzte Guido neben dem Lager auf die Knie. — »Ihr durftet es nicht länger tragen — ſeine Lippen hatten es entweiht,« ſchluchzte er wild. — »Und dann, ſüße Mutter, — er wird Euch nun nicht länger lieben — ich werde Euch wieder allein beſitzen wie zuvor!«

Das Goldhaar war hin. Welch' ein Schmerz! — Aleſſandra war ein Weib. Der Verluſt des ſeltenen Schmuckes entlockte ihr Thränen. — Und dennoch vermochte ſie dem Knaben nicht zu zürnen, der aus übergroßer Liebe jenen Frevel verübt. — Vor dem Geliebten zu erſcheinen weigerte ſie ſich aber — ſie blieb eine ganze Woche unter dem Vorwand der Erkrankung fern von ihm. Ach, er war ja dennoch bei ihr! — Seine reizenden Verſe flogen in ihr einſames Gemach und die Erinnerung an ſeine Augen und den Ton ſeiner Stimme verließ ſie nicht. — Und endlich ließ ſie ihn rufen, die Sehnſucht wurde allzu mächtig in ihrem Herzen. — Ob er ſie wohl noch eben ſo feurig lieben werde, wenn er ſie in ihrer Entſtellung geſeh'n?! Der Athem ſtockte in ihrer Bruſt bei dieſer Frage. — O, wie ſie zitterte, als ſie ſeinen Schritt vernahm, als ſeine Hand endlich die ſchweren Falten des Thürvorhangs zurückſchlug. — Wie er haſtig hereinſtürzte, wie er ſich in ihrem Anblick verlor, wie er ſich berauſchte in den Strahlen ihrer Augen, in ihrem Lächeln. — Heute durfte er ja ohne Zwang ſich ſeinen glühenden Gefühlen überlaſſen. Guido Strozzi

ſtand nicht neben der Geliebten. — Viele Minuten waren vergangen, ehe er den Raub entdeckte. — Er ſtaunte, fragte, forſchte und trauerte, als er die Wahrheit erfuhr. Und auch dieſer zürnende Schmerz wurde zu ſüßen Verſen. — »Wenn ich,« ſo lautete ſeine poetiſche Klage, »wie es geſchieht, tauſend-, tauſendmal des Tages an dieſe goldenen Locken gedenke, welche vorſchnelle Thorheit von dieſem ſchönen Haupte riß, ſo werde ich wüthend, meine Wange glüht vor Aerger, Thränen brechen hervor und baden mir Antlitz und Bruſt. Ich könnte ſterben, um dieſen Frevel zu rächen. O Amor, wenn ſolches Unrecht ungeſtraft hingeht, ſo trifft Dich der Vorwurf! Gedenke, wie Bacchus an dem thraciſchen Könige Rache nahm für die Trauben, die er von ſeinen heiligen Weinſtöcken geriſſen! Willſt Du, der Du weit größer biſt denn er, weniger thun? Wirſt Du zugeben, daß Dein liebſter Schatz ſo frech geraubt wurde, oder es mit Stillſchweigen ertragen?«

Als er dieſe Verſe ihr brachte, als ſie dieſe Worte las, bebend und erröthend, da erſchien ſie ihm ſchöner, zauberiſcher denn je und er ſank nieder zu ihren Füßen, ihr ſeine Liebe bekennend und das Geſtändniß ihrer Gegenliebe empfangend. — Seine Seele gab ſich ihr zu eigen für alle Ewigkeit und empfing die ihrige — ihr Sein und Leben. »Meine theure Dame, als ſie ſah, daß meine Seele zu ihr entflohen ſei, ſandte mir die ihrige zum Erſatz, um für immer bei mir zu ſein.«

»Madonna — tosto che s'accorse
Esser l'anima in lei da me fuggita
La sua mi diede, e ch'or con questa vivo!«

Einer Vermählung der Liebenden ſtand nur das Eine im Wege: die Eiferſucht Guido Strozzi's, des leidenſchaftlichen Knaben. Bei der geringſten Andeutung Aleſſandra's fuhr er auf: »Ich tödte den Mann, der Euch zu beſitzen wagt.«

Sie vergaß dieſe Worte nicht: ein Blick in die Augen ihres Sohnes, während er ſie ausſprach, erfüllten ihr Herz mit einer Furcht ohne Grenzen. — Aleſſandra Strozzi zitterte für das Leben des Geliebten. Und dennoch vermochte ſie nicht weiter zu leben, ohne ihn an ſich zu feſſeln mit unzerreißbaren Banden. Sie ſehnte ſich dennoch, ſich ihm zu eigen zu geben. — Die Verbindung Arioſt's für alle Zeiten mit der ſchönſten Frau in Florenz wurde im Jahre 1522 in tiefſter Stille vollzogen und Aleſſandra ſiedelte gleich darauf nach Ferrara über. — Die Caſa Strozzi lag in der Straße Santa Maria in Vado, Arioſt's Wohnung auf der Va Miraſole, nur wenige Häuſer von ihr entfernt. Die Liebenden ſahen ſich täglich im Geheimen, und der Reiz dieſer verſtohlenen Zuſammenkünfte erhöhte nur die Leidenſchaft Beider für einander. Nie haben ſich Gatten zärtlicher und treuer geliebt. — In der Geſellſchaft Anderer beobachteten Beide dagegen die zarteſte Zurückhaltung, Niemand ahnte, welch' heilige Bande dieſen Mann und dieſe Frau

an einander feſſelten. — Guido Strozzi allein marterte ſich mit düſteren Grübeleien, und war der dunkle Wolkenſchatten an dem Himmel dieſes ſeligen Liebeslebens. — Vespuccio in Florenz war es, der den Knaben, einer Beſtimmung ſeines todten Vaters zufolge, endlich auf einige Jahre nach Padua brachte. Guido's Abſchied von ſeiner Mutter war herzzerreißend. Wochenlang lag er im Fieber, ehe ſeine Natur dieſen Schmerz überwand.

Des Dichters Ruhm entfaltete allmälig ſeine glänzenden Schwingen und durchflog ganz Italien. Wie die Seele Aleſſandra's mitflog und jubelte, wie ſelig ſie war, wenn man ihn pries und feierte, bewunderte und anbetete. Und dennoch blieb ihr holdes Antlitz ruhig, wenn man den Namen des Geliebten vor ihr nannte, beglückt von Worten leidenſchaftlichen Entzückens. Man beſchuldigte ſie ſogar der Kälte dem gefeierten Dichter gegenüber, — ſie ließ es lächelnd geſcheh'n. — Und wie oft begab es ſich, daß Arioſt im Kreiſe vornehmer Frauen und Männer jene Verſe vorlas zum Preiſe jener Einzigen, deren Namen Niemand erfuhr. Ihre Schönheit durchleuchtete alle ſeine Geſänge und doch nannte er die Angebetete nie. Jene bezaubernden Sonette, wo er ſie mit der Roſe vergleicht, die ein »Paradies von Blättern« entfaltet, wo er ihren Reiz beſingt und ſich einem wilden Falken vergleicht, der, durch die Augen der Herrin gezähmt, ihr überall hin folgen lernte. — In zahlloſen Bildern des Orlando

furioso tauchte einzig ihre süße Gestalt auf, mit dem lang herabwallenden Goldhaar. — Sie trägt überall jenes schwarze Gewand, in dem er sie zuerst erblickt, ihr Engelsantlitz leuchtet aus den Falten des Witwenschleiers hervor wie der Mond aus dem Dunkel der Nacht, — überall strahlt das goldene Diadem auf ihrer reinen Stirn. — So erscheint sie, die schönste der Frauen, die Königin des Dichters:

„Che sotto puro velo in nera gonno
Senza oro e gemme; in un vestire schietto
Fra le più adorne non parla men bella
Che sia fra l'altre la cipringa stella.“
(Orl. fur. 42.)

Zehn Jahre lang gönnten die Götter diesen beiden Sterblichen die reinste Liebesseligkeit — dann entführten sie die Dichterseele in ihren Himmel. Arioſt starb, und Alessandra Strozzi bekannte sich als seine Witwe. — In den Zeiten des Glückes hatte sie den Geliebten der Welt gegönnt, sie hatte ihn getheilt mit Andern, sich mit einem geheimen, verschwiegenen Antheil begnügt, — den Schmerz um ihn wollte sie allein tragen — als sein Weib, seine Gattin, die das größte Recht ihn zu betrauern. — — Ihrem tiefen Leiden gegenüber schmolz selbst der Zorn Guido's; — seine Eifersucht starb an dem Grabe des Dichters. — Dem Todten gönnte er die Thränen Alessandra's. Er kehrte nach Ferrara zurück, um mit der angebeteten Mutter zu

trauern. — Sein Leben war fortan nur ihr geweiht. Kein anderes Weib fand je einen Platz in ſeinem Herzen. Als er der Geliebten im Tode folgte, bettete man — das war ſein letzter Wunſch — ſein Haupt auf ein ſeltſam weiches Kiſſen — auf jene blonden Locken ſeiner Mutter, die er einſt in wahnſinniger Verblendung von ihrem ſchönen Haupte getrennt.

Die Probe.

Das ſtolze Berlin, die Reſidenz des Churfürſten von Brandenburg, ſouveränen Herzogs von Preußen, Friedrich III. und ſeiner Gemahlin Sophie Charlotte, zeigte am 3. November 1698 ein recht ſtürmiſches Geſicht. Regen, Schnee und Sturm ſauſten nämlich durch die Straßen, die freilich nicht ſo ſtattlich ausſahen wie heutzutage, und trieben Alt und Jung in die ſchützenden Häuſer, ließen auch weit und breit kein Blatt mehr auf den Bäumen. — Wer aber noch draußen bleiben mußte, etwa eines Beſuches oder Einkaufes wegen, der machte dieſen ſeinen Weg ſicherlich nicht mit Freuden, ſondern mit Seufzen, und nur jene Soldatenpatrouillen, die dann und wann vorbeimarſchirten, bemühten ſich auszuſehen, als ob die ſchönſten Frühlingswinde mit ihren Zöpflein ſpielten, und der herrlichſte Sonnenſchein allein ſie zwänge, die Augen dann und wann zu ſchließen.

Es war in der Nähe des sogenannten großen Reithauses, wo in der vierten Nachmittagsstunde eben dieses Sturmtages ein älterer Mann in schlichter Kleidung in Begleitung eines schlanken Knaben von etwa 16 Jahren, Beide in Regenmäntel gehüllt, von Haus zu Haus schritt und prüfend an alle Fenster schaute. Sie schienen Beide ermüdet und durchnäßt, der Knabe sprang sogar zuweilen vor Kälte von einem Fuß auf den andern und hauchte in die erstarrten Hände. »So laßt uns doch drüben in dem hübschen Hause einmal nachfragen, Herr Domorganist,« sagte er endlich bittend, »der Capellmeister muß wirklich dort wohnen, die Beschreibung trifft genau zu.«

»Nun so frage und laß Dich auslachen!« lautete die Antwort. »Als ob ein welscher Musikant solchen Palast bewohnen könnte! Würde es wohl einem vernünftigen Menschen in Halle einfallen, mich, den Domorganisten, in einem solchen Hause zu suchen? Und so Einer sollte es so viel besser haben? — Habe ich nicht Jahr aus Jahr ein meinem Herrgott und der heiligen Cäcilia treu gedient und keine Note im Dienst der Welt geschrieben, und wohne doch nur hinter dem Dome in einem bescheidenen Stüblein, wo die Sonne mir täglich kaum eine Stunde auf's Spinett scheint, und an die Decke oben kann ich auch mit der Hand langen, ohne auf einen Schemel zu steigen. Wie käme also solch' ein Musikmacher dazu, wie ein Prinz zu wohnen? Das wäre doch noch schlimmer

zu ertragen, denn eine falſche Quinte oder zerbrochene Orgelpfeife. — Während dieſes langen, in brummendem Tone ausgeſprochenen Sermons hatte aber der Knabe mit dem Thürklopfer ſchon angeſchlagen und den alten Diener, der hierauf öffnete, kecklich gefragt, ob hier der Hofmuſikmeiſter der Churfürſtin Sophie Charlotte, der Italiener Marc Antonio Buononcini wohne.

»Ja,« lautete die etwas zögernd und läſſig gegebene Antwort. »Aber mein Herr kann keinen Beſuch annehmen, er muß gleich in die Probe — kommt alſo morgen wieder. Ihr ſeid doch gewiß nur Muſikanten?«

»Nun freilich, wir ſind genau dasſelbe wie Euer Herr,« lachte der Knabe. »Melde er uns aber immerhin, euer Herr weiß, daß wir kommen, wir haben es ihm geſchrieben, und er hat uns heut zu ſich beſchieden. Schau er uns nur ordentlich an, wir kommen gar weit her, aus Halle an der Saale.«

Der Alte muſterte nun den jungen Fremden aufmerkſam vom Kopf bis zum Fuß. Er ſchien ihm zu gefallen. Prachtvolle, ſtolze Augen ſtrahlten ihn an mit allem Feuer und aller Zuverſicht der Jugend.

»So kommt nur — ich will Euch zu meinem Herrn führen. Will der alte Brummbär dort auch mit hinein?«

»Der erſt recht — das iſt ein gar berühmter Mann daheim,« ſagte der Knabe, und zu ſeinem Begleiter gewendet, der jetzt herangetreten war, fuhr er fort: »Seht, wir ſind zur Stelle, tretet nur herein!«

Mit einer Miene, die halb Zorn, halb Staunen zeigte, trat der Domorganiſt aus Halle in das Haus, das allerdings, mit den Wohnungen im genannten Städtchen verglichen, faſt wie ein Fürſtenſchloß ausſah, und ſtieg anfangs mit leiſem, dann mit immer lauterem Gebrumme die Treppenſtufen hinan. Der Diener nahm Beiden die Regenmäntel ab und verſchwand, die Fremden im Vorzimmer zurücklaſſend. — Eine milde Wärme durchzog den Raum, Statuen ſtanden an den Wänden, eine ſeltſam geformte Ampel hing von der Decke herab, ein ſanftes Licht verbreitend. — »Das iſt doch gar arg,« ſagte jetzt der Aeltere, nahm ſeinen dreieckigen Hut ab und ſchüttelte den Regen und Schnee ſo heftig herunter, daß die Tropfen weithin flogen, der ſchönen Venus von Medici gerade ins Geſicht und dem Apoll von Belvedere auf die Bruſt. Der Knabe dagegen ſchaute mit faſt athemloſem Staunen die leuchtenden Göttergeſtalten an, bis eine Seitenthür aufſprang und eine melodiſche Männerſtimme rief: „Entrate, entrate, Signori!“ — Auf der Schwelle, im hellen Lichtſchein, ſtand ein großer, ſtattlicher Mann von einigen vierzig Jahren, in reicher Kleidung. »Der Domorganiſt Chriſtian Leberecht Zachau aus Halle verſteht kein Welſch und ſein Schüler auch nicht!« ſagte der graugekleidete Fremde heftig, trat aber doch näher. — »Nun, ich rede, wenn's ſein muß, ein wenig euer hartes Deutſch, Signor Zachau,« lachte der Italiener gutmüthig. »Ich denke alſo, wir

werden mit einander fertig werden, wenn auch nicht in eben dieſer Stunde, denn ich habe große Eile, ich muß in die Probe.«

»Was für eine Probe meint Ihr?« fragte der Domorganiſt im Hereintreten. »Iſt's keine, bei der wir zuhören dürfen?«

»Ich will's Euch geſtatten, obſchon es ſonſt Keinem erlaubt iſt,« antwortete Buononcini nach kurzem Beſinnen. »Ich ſtudire einer ganz beſonderen kleinen Truppe zum Namenstag des Churfürſten meine neue Oper: „Il Trionfo del Parnasso“ ein; aber meine Schauſpieler und beſonders die Schauſpielerinnen ſind etwas verwöhnt, und leider darf ich ſie keine Minute warten laſſen.« Er ſprach dies Alles in einer ſehr wunderlichen Miſchung von gebrochenem Deutſch und Italieniſch und mit einem ſchlauen Lächeln. »Ihr müßt mich alſo entſchuldigen, wenn ich Euch jetzt ſchon verlaſſe. Ihr armen, erfrorenen Wanderer werdet Euch zunächſt auswärmen und erquicken, dann mag Euch Giacomo hinüberbringen in das große Reithaus, allwo ich die beſagte Probe halte. Setzt Euch und laßt's Euch bis dahin wohl ſein. — Drüben müßt Ihr Euch dann ein wenig ſtill verhalten und Niemanden anreden — nach der Probe ſoll's deſto luſtiger hergehen.«

Die Fremden nahmen Platz, während er ſo redete, denn ſeine Art und Weiſe hatte etwas Gebietendes und Herzliches zugleich. Dabei blitzten die dunklen Augen keck

und heiter, und sein Lächeln zeigte die schönsten Zähne. Die Manieren des Italieners waren die eines Weltmannes.

»Ich bin — aufrichtig gesagt — nicht um euretwillen hierher gekommen,« nahm nun der Domorganist aus Halle wieder das Wort, »ich möchte nur gern, wie ich Euch das auch schon geschrieben, meinen Schüler da der Frau Churfürstin vorstellen, damit sie ihn einmal spielen höre und ihm gestatte, ihre große Musikbibliothek eine Weile zu benutzen, auch vielleicht eine oder die andere seiner Messen, die gar nicht übel sind, in ihrer Capelle aufführen lassen, daß doch endlich einmal andere Leute als die in Halle sie hören. Da man mir nun gesagt, daß solches auf dem kürzesten Wege durch Euch zu erreichen sei, so seht Ihr mich hier. Von der welschen Musik halte ich sonst eben nicht sonderlich viel, g'rad' herausgesagt.«

»Aber ich möchte so gar gern in die Probe eurer neuen Oper,« fiel hier der Knabe mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen ein. »Daheim höre ich ja nie eine fremde Musik. Und doch kenne ich eure Messen und weiß auch, daß Ihr eine prächtige Oper, den „Polifemo", geschrieben, und der Herr Domorganist kennt eure Messen auch, und es ist nicht halb so schlimm mit seiner Nichtachtung der welschen Musik, wie er wohl zu reden pflegt, denn —«

»Still, Junge!« unterbrach ihn hier Zachau. »Du

haſt nicht anders zu reden, als wenn Dich große Leute fragen. In die Probe gehe ich mit, darauf ſoll mir's nicht ankommen, ich ſchreibe darum mein Lebtage doch keinen Tact anders als bisher. Und Dir wird's auch nicht ſchaden, hoffe ich, Du biſt eben in einer zu ſtrengen Schule bei mir geweſen.«

»So kommt mir nur nach, ich will Euch einen Einlaßzettel ſchreiben, und nach der Probe kann ich Euch auch die Stunde beſtimmen, wo Ihr euren Schüler zur Frau Churfürſtin bringen dürft. Aber dann gilt's ſich zuſammennehmen, mein Knabe, denn Sophie Charlotte beſchämt mit ihrem Spiel manchen alten, ſicherlich alſo auch manchen jungen Muſikanten und findet in einem Muſikſtück jeden Fehler heraus, wenn ſie die Noten nur einmal anſieht.«

- Der alte Diener brachte jetzt Wein und einen leichten Imbiß. Der Capellmeiſter der Churfürſtin wechſelte noch einige gleichgiltige Worte mit ſeinen Gäſten, gab ſeinem Diener die Weiſung, ſie ſpäter nach dem großen Reithauſe zu geleiten, ſchrieb auf einen Zettel ſeinen Namen, händigte ihn dem Domorganiſten aus Halle ein und nahm Abſchied mit einem leichten: „a rivederci.“ — »Verliebt euch nicht etwa in meine Schauſpielerinnen,« rief er noch in der Thür ſcherzend zurück. »Es ſind ſchöne, aber ſehr gefährliche Damen darunter. Und obendrein ſind es verbotene Früchte, die unſereins nicht pflücken darf. Hütet alſo Augen und Herzen!«

Nach Buononcini's Weggehen ließ es ſich beſonders der Domorganiſt vortrefflich ſchmecken; er ſprach auch dem feurigen Weine tapfer zu und ermunterte ſeinen jungen Gefährten, ein Gleiches zu thun. Der aber kam nicht zum Eſſen und Trinken vor lauter Schauen und Staunen. Wie anders ſah es doch hier aus als in Halle, in jenem finſtern Stübchen, allwo er ſeinen Unterricht empfangen ſeit ſieben langen Jahren und unverdroſſen ſich im Spiel und in der Setzkunſt geübt. Dort gab es keine mit Sammt beſchlagene hochlehnige Seſſel wie hier, keine Tiſche, deren Füße vergoldet, kein Spiegelglas an der Wand, kein Clavier, deſſen Deckel mit kunſtvoller Malerei verziert war, und keine Uhr, die, von einem Liebesgott auf den Schultern getragen, ſüße Melodien ſpielte. Die alte Kukuksuhr in Halle hatte einen Schlag, als ob ſie Todte zu erwecken beſtimmt ſei; aber der Ton einer zerſprungenen Glocke war Wohllaut gegen ihren Klang. — Silberne Armleuchter trugen hier die hellbrennenden Kerzen — wie oft hatten ihm die Augen weh gethan bei der qualmenden Lampe ſeines Lehrmeiſters, wenn er ſeine dreiſtimmigen Sonaten ſchrieb und ſeine achtſtimmigen Motetten ſetzte. Und dieſe Maſſen von Muſikalien, die da in einem großen offenen Schranke ſauber aufeinandergeſchichtet lagen. Beim Domorganiſten trat man immer auf dergleichen Dinge, denn der Fußboden war damit bedeckt, und die alte Magd durfte bei ſtrenger Strafe nie darüber wegfegen.*

»Ich möchte eigentlich am liebsten hier Alles entzweischlagen,« sagte Zachau endlich, indem er sich noch einmal aufmerksam umsah. »Ist solche Verschwendung nicht eitel Gottlosigkeit und Sünde? — Kann Einer ordentlich Musik schreiben, der wie weiland König Belsazar lebt? — Aber nun trinke dein Glas Wein aus und komm'! Wir werden die genossene Stärkung wohl gebrauchen können, denn die Musik, die wir allsogleich hören müssen, dürfte uns gewaltig in den Magen fahren, — ich weiß das.«

Es war dazumal ein reiches Musikleben am churfürstlichen Hofe in Berlin. Friedrichs zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, Prinzessin von Hannover, liebte neben den Wissenschaften die Musik und hatte einen Hofstaat bedeutender Künstler um sich versammelt. — Sie spielte selbst bezaubernd Clavier und Harfe und versuchte sich sogar unter der Leitung ihres Lehrers, des liebenswürdigen und gelehrten Tonsetzers und Virtuosen auf der Viola d'amour, Attilio Ariosti, in der Kunst der Composition mit vielem Glück. Man sagte von der Churfürstin, sie dürfe eben nur Etwas wollen, um es zu können, und erzählte sich zum Beweise dafür, daß sie in kaum drei Monaten das Italienische so geläufig reden gelernt, daß der gelehrte Gregorio Leti, der sie mit einem Italiener reden hörte, fragte, ob diese Prinzessin auch deutsch verstehe. — Sie erfaßte eben Alles mit

jener Energie und jenem Ernſt, die jeden Mann mit Bewunderung erfüllen müſſen. Zu ihren größten Bewunderern gehörte aber ihr Freund, der berühmte Philoſoph Leibnitz, deſſen kühnem Geiſtesflug ſie allein unter allen Frauen zu folgen vermochte. — Die Muſik betrachtete Sophie Charlotte eigentlich nur als eine Art ſüßen Ausruhens nach ſtrenger geiſtiger Arbeit. Stundenlang konnte ſie wie träumend dem reizenden Geſang des jüngeren Buononcini, Giovanni Battiſta, lauſchen, den dann ſein Bruder zu begleiten pflegte; und das Violinſpiel ihres Lieblings, des Römers Corelli, ſchien auf ſie einen wahren Zauber auszuüben. — Wie oft, nach den tiefſten Studien und ernſteſten Geſprächen mit ihren gelehrten Freunden, ließ ſie ſich von Arioſti und Corelli eines jener ſchmelzenden Duette ſpielen, in deren Vortrag Beide Meiſter waren. Wie oft wurden noch in ſpäter Abendſtunde die beiden Buononcinis zu ihr beſchieden, und ſie erbat ſich irgend eine Lieblingsarie oder ging mit ihnen eine neue Partitur durch, wobei ſie es liebte, den Platz am Clavier einzunehmen und ſelbſt zu accompagniren. Der Churfürſt beſchränkte dieſe Liebhaberei ſeiner Gemahlin nicht nur in keiner Weiſe, er ſchien ſogar dieſelbe zu theilen, denn er unterſtützte ſie nach Kräften. Der Saal des großen Reithauſes wurde auf ſeinen Befehl zu einer kleinen Bühne für Privataufführungen, an denen ſich Perſonen aus den höchſten Kreiſen zu betheiligen pflegten, herge-

richtet. Ein besonders kostbares Clavier aus Paris stand auf einem erhöhten Platz in der Nähe des Orchesters, zum alleinigen Gebrauch für die Churfürstin. — Die Musikbibliothek der hohen Frau war die größte in den deutschen Landen und jedem Künstler, der sich ihrer Gunst erfreute, war die Benützung derselben gestattet. — Von weit und breit pilgerten die Diener der heiligen Cäcilia herbei, um solchen Vorzuges theilhaftig zu werden, und der Wunsch, seinem Zögling diese reiche Schatzkammer zu erschließen und ihn zugleich ein wenig »unter die Leute zu bringen«, damit er die Schüchternheit verlerne, war es zuerst, der den Domorganisten Zachau dazu veranlaßte, die weite Reise von Halle nach Berlin anzutreten.

Im Saale des großen Reithauses war die Probe zu Buononcini's „Trionfo del Parnasso" zur Hälfte vorüber. Man hatte eben eine Pause gemacht, um Musikern und Sängern eine Erholung zu gönnen, und die verschiedenen plaudernden Gruppen bildeten ein lebensvolles, farbenfrisches Bild. Der junge Begleiter des Domorganisten war wie geblendet. Er hatte sich in ein Winkelchen gedrückt und schaute mit großen, verwunderten Augen on Gestalt zu Gestalt, während sein Lehrer, unbekümmert um die lächelnden Blicke, die seiner Erscheinung folgten, die freilich in einem schlichten grauen Rocke von eigenthümlichem Schnitt und einer etwas desolaten Perrücke einen auffallenden Contrast bildete zu

den glänzenden Cavalieren, die hie und da umherſtanden. Zachau näherte ſich dem Clavier, an dem vor einer aufgeſchlagenen Partitur eine Frau ſaß. Die Muſiker des Orcheſters ſtanden in einiger Entfernung vor ihr — mehr in der Nähe der Bühne, deren purpurner Vorhang jetzt zurückgeſchlagen war. Dort ſtand auch der Dirigent Buononcini, deſſen hohe Geſtalt in der reichen Kleidung ſich hier beſonders ſtattlich ausnahm. Den beiden Fremden hatte er flüchtig zugenickt, ſchien ſich aber gefliſſentlich nicht weiter um ſie bekümmern zu wollen. Auf der Bühne ſelbſt ſaßen und wandelten die Sänger und Sänrinnen umher plaudernd und ſcherzend. —

»Herr Domorganiſt,« ſagte jetzt der Jüngling leiſe und zupfte ſeinen Lehrmeiſter am Aermel, der auf die Stufe geſtiegen war, auf der das Clavier ſtand, »habt Ihr je ſo ſchöne und vornehm ausſehende Sängerinnen geſehen?«

»Junge, ſieh' nicht hin!« brummte Zachau. »Steck' deine Naſe hier in die Partitur hinein und gib Acht. Das Gedudel wird gleich wieder anfangen, denke ich.«

Aber obgleich der allzeit gehorſame Zögling näher trat, ſo gingen ſeine Augen dennoch verbotene Wege. — Da war beſonders eine junge Grazie, die da oben auf der Bühne ſelbſt ſeine Blicke unwiderſtehlich immer und immer wieder auf ſich zog. Sollte das die vielgerühmte Sängerin Regina Schönhals ſein? — Aber jene eben hatte man ihm als nicht ſonderlich ſchön geſchildert.

Und dieſe war hier ſo ganz beſonders reizend! Sie trug ein bauſchiges, roſenfarbenes Taffetkleid, roſenrothe Schleifen im gepuderten Haar und hatte die kleinſten Füße, die je in Hakenſchuhen über dieſe unebene Erde getrippelt. Auch jene ältere Frau an ihrer Seite, in grünem Damaſt, imponirte ihm gewaltig, die Männer ſahen alle wie ihre Vaſallen aus, obgleich ſie geſtickte Kleider und Cavalierdegen trugen. — Eine andere Gruppe, nicht weit vom Clavier, fiel ihm ebenfalls auf: eine Schaar reizender Frauen hatte ſich dort nämlich um einen älteren, hochgewachſenen Mann verſammelt, der das Coſtüm der Hofherren Ludwigs des Vierzehnten trug und die dazugehörigen Handſchuhe mit Goldfranſen. Mit den vollendeten Formen eines Cavaliers aus jener weltberühmten Schule unterhielt er ſich mit den jungen Schönen. Welch' Geſchwirr ſüßer Stimmen, faſt wie das Zwitſchern froher Vögel an einem Frühlingsmorgen. Aber die Laute franzöſiſcher Sprache waren es, die an das Ohr des jungen Lauſchers ſchlugen — und da verſtand er denn kein Wort, — ob aus mangelhafter Kenntniß des fremden Idioms oder aus Verwirrung über den Anblick ſo vieler ſtrahlender Augen und roſiger Lippen — wer kann es ſagen? — Und als er nun endlich wirklich in die Partitur blicken wollte und einen Schritt dem Clavier näher getreten war, da fielen ſeine Augen, ſtatt auf die Notenblätter, auf den ſchimmernden Nacken einer ſtolzen Frauengeſtalt, deren Hände auf den Taſten lagen

und die halb abgewendet von ihm ſaß, vertieft in ein Geſpräch mit einem nicht mehr jungen ſchlanken Mann, der an dem Inſtrument lehnte. — Er trug eine einfache ſchwarze Kleidung, ein reichgeſticktes Jabot, Manſchetten und eine große Perrücke, deren lange Locken ihm bis auf die Schultern hingen. Sein ſcharf geſchnittenes Geſicht und die bedeutende Stirn verriethen den tiefen Denker. Geiſtvolle klare Augen ſchauten in das Frauenantlitz vor ihm. Eine glühende Bewunderung ſprach aus ihnen, und den feinen Mund umſpielte ein melancholiſches Lächeln, als er jetzt einige Worte erwiederte. — Wie gern hätte der Schüler Zachau's auch ſo in das Geſicht der von ihm abgewendeten Dame geblickt. Einſtweilen vertiefte er ſich ſtaunend in die Linien des ſtolzeſten Nackens, den ein ſchwarzes Spitzencapuchon, vom gepuderten Haar herabfallend, zur Hälfte bedeckte. Zwei lange Locken fielen an der Seite des Halſes nieder, das Haar der Frau mußte wohl vom tiefſten Schwarz ſein, denn ſelbſt der Puder vermochte nicht die dunkle Färbung zu decken. — Ein ſchweres gelbes Stoffkleid bauſchte ſich in weichen Falten um die vollendete Geſtalt. Die linke Hand verließ zuweilen die Taſten, um mit einem koſtbaren Fächer zu ſpielen, der neben dem Notenbuch lag, während die Rechte dann und wann ſpielend einen leichten Accord griff. Welche Hände waren das — und welche Finger! In Halle hatte der Zögling des Domorganiſten nie dergleichen geſehen! „Eine Frau, die ſolche Hände hat

muß man lieben, ſelbſt wenn ihr Geſicht häßlich!« Das war das Endreſultat der Betrachtungen jenes jungen Neugierigen, der dem Spiel der ſchlanken Frauenfinger zuſah. — Es war keine volle, üppige Hand mit Grübchen, weder die Hand einer Müßigen, noch die Hand einer Eiteln, ſie war ſchlank und vornehm, mit energiſchen und doch ſo graziöſen Bewegungen. Ein ſchwarzes Sammetband mit einem funkelnden Brillantſchloß umgab das zierliche Gelenk.

»Wie reich müſſen dieſe Schauſpielerinnen alle ſein,« dachte der ſtaunende Schüler des Domorganiſten aus Halle.

Dann ſah er wieder auf den ernſten Mann mit der hohen Stirn, der mit jener Frau redete, und es war etwas in dieſem Antlitz, das ihn unwiderſtehlich anzog. Gar zu gern hätte er mit der Neugier der Jugend gewußt, was ſie mit einander verhandelten — — ein Liebesgeflüſter war es ſicher nicht, denn dazu war die Haltung des Mannes zu ehrerbietig, auch wich der melancholiſche Ernſt keinen Augenblick aus ſeinen Zügen. —

Zachau war es, der ihn endlich etwas unſanft anſtieß mit den Worten: »Achtung gegeben, ſie fangen an!« — Zugleich trat er ſelbſt noch einen Schritt vor. — Der Jüngling konnte nun nichts mehr ſehen, der breite Rücken ſeines Lehrers verdeckte ihm die Ausſicht auf das Profil der Spielerin, die jetzt, zur Partitur gewandt, den erſten Accord anſchlug. Er dachte nun auch

an nichts weiter als an die Muſik, ſie nahm ihn bald völlig gefangen. Es war eine Art Introduction zum zweiten Act, ziemlich ſchwer und nach einiger Zeit machte dann jene Frau am Clavier einen Fehler, in Folge deſſen auch der Flötiſt einen falſchen Ton angab. — Man fing auf einen Wink der Spielerin zwar von Neuem an, — aber ſie verfehlte abermals den etwas ſeltſamen Uebergang, und das Orcheſter folgte ihr größtentheils. — Da wurde plötzlich während einer kleinen Pauſe eine harte Stimme laut, die da ſagte: »Mein Junge würde es beſſer machen, das iſt zu ſchwer für ein Frauenzimmer.« — Der Domorganiſt aus Halle war es, der dieſe Worte geſprochen. Aller Augen richteten ſich auf ihn — — die Wangen ſeines Zöglings wurden dunkelroth. Aber nun wandte ſich auch die Dame im gelben Kleide ſelber langſam und lächelnd nach ihm um. — Große blaue Augen, ſtrahlend von Geiſt und Güte, hefteten ſich auf den Mann im grauen Rock. —

»So mag ſein Junge ſie einmal für mich ſpielen,« ſagte ſie ſanft und erhob ſich, um vom Clavier ein wenig zurückzutreten. »Wo iſt der Knabe?«

Der ſchlanke Jüngling trat vor. Sein edles Geſicht war jetzt bleich geworden vor innerer Erregung, er ſtrich das braune, lockige, vom Puder unberührte Haar aus der Stirn, verneigte ſich tief, mit dem edelſten Anſtand, vor der ſchönen Frau und nahm ſchweigend ihren Platz vor dem Inſtrumente ein. — Eine Weile war es freilich,

als ob die Noten einen wilden Tanz aufführten vor ihren Augen. — Denn das gelbe Kleid war dicht neben ihm, die ſeidenen Wellen berührten ihn faſt, er athmete auch den Duft der Blumen ein, die die ſchöne Frau an der Bruſt trug. — Und jene reizende Hand, die den Fächer hielt, ſtützte ſich obendrein leicht auf das Clavier, aber die Verwirrung darüber währte nur eines Athemzugs Länge, ſobald die Töne des Orcheſters herüberdrangen war der Bann von ihm genommen. — Kräftig ſchlugen die Hände den erſten Accord an und ruhig und ſicher ſpielte er weiter — die ſchlimme Stelle ging jetzt ohne Anſtoß. — Und nun ſpielte er die ſchwere Partitur, als ob es eine leichte Uebung, — er griff auch in die Stimme ein, — unterſtützte die Sänger — und führte das Schiff dieſer ihm unbekannten Muſik wie ein Steuermann durch alle Klippen klug und beſonnen weiter. — Und als die Tempis raſcher wurden, die Melodien und Gänge verwickelter, da ſtürmte er ſo raſch vorwärts, als ob es für ihn keine Schwierigkeiten gäbe, da half er den andern Inſtrumenten, er trug ſie gleichſam, da ſangen die Sänger, wie ſie noch nie geſungen, — — bis Buononcini wie bezwungen den Tactſtab ſinken ließ und ausrief: »Aber der Kleine dort iſt ja ein Hexenmeiſter!« — — Da hielt der Spieler inne, hochaufathmend, und ſchaute um ſich. — Die Augen flammten, die Lippen lächelten, — war das der ſchüchterne Knabe, den der Anblick einer Frau in Verwirrung brachte? — Die Gruppen im Saale

löſten ſich, Alles drängte ſich heran. — Jetzt hätte er ſie in nächſter Nähe betrachten können, dieſe Geſichtchen, die ihn vorher ſo entzückt; allein nun ſah er nur fragend zu ſeinem Lehrer hinüber. Aber eine Hand - er kannte ſie — berührte eben ſeinen Arm, und dieſe Hand hatte einen Strauß losgeneſtelt von den Spitzen des Buſentuchs, und den hielt ſie ihm jetzt entgegen.

»Nehmt dieſen Dank«, ſagte die ſchöne Frau, deren Angeſicht jetzt wie ein milder Stern vor ihm aufging. »Ihr ſeid ein großer Künſtler und auf dem Wege, die Welt von Euch reden zu machen. Ihr könnt ſtolz ſein auf ſolchen Sohn, mein aufrichtiger Freund,« ſetzte ſie, zu dem Domorganiſten gewandt, hinzu, »und ich danke Euch, daß Ihr ihn hierher gebracht.«

»Er iſt aber leider nicht mein Sohn, nur mein Schüler, und wir wollen zur Frau Churfürſtin.«

»Wie heißt er denn?«

»Georg Friedrich Händel aus Halle an der Saale, eines Baders Sohn.«

»Werdet Ihr mich nun auch der Churfürſtin empfehlen?« fragte in dieſem Augenblick der junge Händel den herantretenden Buononcini, der ihn mit zärtlichen Blicken faſt verſchlang.

»Iſt nicht nöthig, mein Kind, Ihr habt Euch ſelbſt genugſam empfohlen,« lächelte die Frau mit den ſchönen Händen; »ich bin Sophie Charlotte, die heute erſt eingeſehen, daß ſie noch lange keine ſo gute Spielerin

iſt, als ihre Freunde ſie glauben machen wollen. Dank Euch für dieſe Belehrung, Herr Domorganiſt, ſie ſoll gute Früchte tragen für euren Zögling und für mich. Ich erwarte euch morgen Mittag im Schloſſe — da ſoll der junge Händel vor dem Churfürſten ſpielen, und wir werden weiter über ihn reden. — Buononcini, dieſe beiden deutſchen Muſiker ſind wohl eure Gäſte, ſo lange ſie in Berlin verweilen? — Guten Abend, meine Herren!«

Und nun war es nach dieſem kurzen, lieblichen Gruß, als ob die Sonne, von roſigen Wolken umzogen, dahinſchwebe — ein prächtiges Gefolge ſchaarte ſich um die Geſtalt der Churfürſtin, die Sängerinnen und ſogar einer der Sänger durften in ihrer nächſten Nähe bleiben zur größten Verwunderung Händel's — Alles verſchwand wie ein Traum. Sogar jener ernſte Mann in ſchwarzer Kleidung folgte ihr. — Wie betäubt ſtarrten Zachau und ſein Schüler dem glänzenden Zuge nach. Erſterer aber faßte ſich zuerſt und ſagte, den Jüngling auf die Schulter klopfend: »Komme zu Dir, mein Junge, eine Churfürſtin iſt am Ende doch auch nur ein Frauenzimmer, und das ſoll von den Partituren die Hand laſſen. — Es iſt gut, daß Du Dich ſo brav gehalten, nun kann es Dir fernerhin nicht fehlen.«

»Nicht wahr, meine Truppe gefiel Euch, und Ihr begreift jetzt, daß ich ſie nicht warten laſſen durfte?« lächelte Buononcini. »Eine vornehmere hat doch ſicher kein Capellmeiſter gehabt: eine Churfürſtin am Clavier,

auf der Bühne aber als Sängerin die verwittwete Herzogin von Curland und ihre roſige Tochter Maria, und als Sänger der Prinz Friedrich Wilhelm, ihr Sohn, und mein hochberühmter Landsmann Antonio Toſi.«

»Nun und jener alte Herr mit den Goldfranſen an den Handſchuhen?« fragte Händel.

»Das war der Premier-Chambellan der Churfürſtin, François de Jeancourt, Seigneur de Villarmel et d'Auſſon. Aber ſeht, da wollen allerlei berühmte Leute mit Euch reden — ſie ſtehen ſchon hinter Euch — da iſt Toſi ſelbſt und Corelli mit ihm, — und jener ernſthafte lange Mann, der ihnen folgt, iſt Arioſti, und an ſeinem Arme hängt mein Bruder, Giovanni Battiſta.« — Alle dieſe traten nun heran und überhäuften den Jüngling mit Lobſprüchen. Der lebhafte Corelli umarmte ihn wiederholt und rief ein über das andere Mal in gebrochenem Deutſch: »Er wird ein Halbgott werden auf Erden! Eine Zukunft voll Gold und Lorbeern liegt vor ihm!«

Zachau ſtrahlte, denn alle die Bewunderung, die man ſeinem Schüler zollte, traf ihn ſelbſt in der innerſten Seele. »Und doch habt Ihr noch nicht das Beſte gehört von ihm,« ſagte er endlich, »ich will Euch einige ſeiner geiſtlichen Muſiken zeigen, deren er allwöchentlich eine bei mir ſetzen mußte, — ich meine, es ſteckt in dem Jungen noch ein wenig mehr als ein ſimpler Spieler.« — Ein fröhliches Nachteſſen vereinigte eine Stunde ſpäter Alle in dem Hauſe Buononcini's. Die Luſtigkeit

wurde aber gegen das Ende hin ſo groß, daß der Domorganiſt Zachau ſogar die italieniſche Muſik leben ließ und ſodann von ſeinem Schüler und von ſeinem Wirthe ſorgfältig in ſein Schlafzimmer geleitet werden mußte. — In der Thür, nach dem „felice notte“ hielt aber der junge Händel den Italiener doch noch einen Augenblick zurück und fragte: »Wer war wohl jener ſchwarzgekleidete Mann, der mit der Churfürſtin ſo lange und zwanglos redete? War er etwa ihr Arzt? Er ſah beinahe ſo aus, meine ich.«

»Ungefähr habt Ihr Recht, mein junger Freund,« antwortete Buononcini, »er iſt wenigſtens der Arzt ihrer ſchönen Seele, denn zu ihm flüchtet ſich Sophie Charlotte mit all' ihren Sorgen und Zweifeln. Es iſt nämlich der gelehrteſte Mann der ganzen Welt, glaube ich, und Ihr habt ſelbſt in eurer Heimat ſicher von ihm reden hören: ſein Name iſt Leibnitz.«

Der junge Händel ſpielte am andern Tage wirklich vor dem Churfürſten und entzückte dieſen kaum minder, als er am Abend vorher Sophie Charlotte entzückt hatte. Er ſpielte Compoſitionen ſeines Lehrers, ſowie Scandelli's und Orazio Scaletta's, aber auch reizende Phantaſien über Themen, die ihm die Churfürſtin aufgab. — Und ſie ſelbſt ſpielte ebenfalls — und Händel meinte nie etwas Lieblicheres vernommen zu haben — freilich gaukelten dabei die zierlichſten Finger der Welt

vor seinen Augen auf und nieder. — Seine Lippen strömten, als sie geendet, über in Entzücken, wie denn überhaupt in ihrer Nähe, in dem Sonnenschein ihrer Güte, sein junges Herz aufging wie eine Blume. — Die Churfürstin schüttelte aber lächelnd das schöne Haupt und sagte: »Ihr seid kein rechter und gerechter Richter. Laßt uns hören, was euer Lehrmeister von meinem Spiel sagt.«

Da ließ sich denn der Domorganist mit einem schalkhaften Zucken der Mundwinkel, wie folgt, vernehmen: »Gnädigste Frau Churfürstin! Ich halte euer Spiel für ein wahrhaftiges Wunder, denn daß eben ein Frauenzimmer jemalen so spielen lernen könne, hätte ich nun und nimmermehr geglaubt.«

Später bei Tafel saß der junge Händel ganz in der Nähe seiner hohen Gönnerin. Das Gespräch wendete sich bald zur Musik, und dies Thema ließ die Augen des Jünglings leuchten und seine Wangen glühen. Es war eine eigenthümliche Schönheit, die nun sein Gesicht überflog, und manch' strahlendes Augenpaar hing bewundernd an seinen Zügen. — Und als Sophie Charlotte ihn nach seinen Eltern und seinen ernsten Studien voll warmer Theilnahme fragte, da erzählte er ihr Alles, was sein Herz bewegte. Von dem strengen Vater redete er, der durchaus einen Juristen aus ihm, dem Jüngsten, hatte machen wollen, und von seinem harten Verbot, sich mit der Musik zu beschäftigen. — Dann schilderte er ihr

die heiße Sehnſucht ſeines Kinderherzens, irgend ein Inſtrument zu erlernen, und ſein Entzücken, als er oben unter dem Dache ein altes Clavier des Großvaters entdeckt, worauf er denn allnächtlich ſeine Studien begonnen, bis ihn der Vater in einer Mitternacht halb erfroren dort entdeckt und ihn von der Stunde an nicht mehr von ſeiner geliebten Muſik zurückgehalten, ihn vielmehr dem Domorganiſten Zachau als Schüler übergeben habe.

Zachau hörte von all' dieſen Geſtändniſſen Nichts, — er ſaß ja ganz am andern Ende der Tafel, zwiſchen den jüngſten und ſchönſten Hofdamen, den Fräuleins von Pöllnitz und Schlippenbach, die ihn tüchtig mit ſeiner Geringſchätzung der Frauenzimmer neckten.

Trotzdem ſchaute ſein faltiges Antlitz ganz verklärt darein bei all dieſem Geplauder — ob es ſo geblieben, wenn er hätte hören können, wie eben ſein Zögling der Churfürſtin ſagte, daß er ſich nach Italien ſehne, nach dem echten, wahrhaftigen Lande der Muſik, — und als ſie ihm erwiederte: »Ihr ſollt euer gelobtes Land ſchauen — ich will Euch dazu verhelfen!« Wohl ſchwerlich! —

Nach der Tafel ſagte Sophie Charlotte zu ihrem jungen Gaſte: »Nun ſoll Euch Buononcini in meine Bibliothek führen, dort mögt Ihr fortan tagtäglich in meinen Schätzen wühlen, ſo lange Ihr es Euch in Berlin gefallen laßt. Ihr könnt auch da zur Stelle muſiciren, ſo lange Ihr Luſt habt, Ihr werdet ein Clavier finden. — Ich folge Euch in einer kleinen Weile, um Euch das

Schönſte ſelbſt zu zeigen, und Leibnitz wird mich begleiten.«

Und der ernſte Mann, der ſeiner »Herrin« gegenüber geſeſſen, verneigte ſich ſchweigend, und wieder ruhten ſeine Augen mit dem Ausdruck anbetender Bewunderung auf ihrem holdſeligen Angeſicht.

Später, als der junge Händel mit dem berühmten Gelehrten bekannter geworden — denn der Domorganiſt ließ ſich bewegen, mehrere Wochen in Berlin zu bleiben — ſagte er in Bezug auf dieſen erſten Beſuch in der Muſikbibliothek, wo Sophie Charlotte ſelbſt mit ihm die alten Manuſcripte durchgeblättert, von Bewunderung hingeriſſen zu ihm: »Wie ſie Alles weiß!«

»Und wie ſie doch immer noch mehr wiſſen und lernen will,« antwortete da Leibnitz. »Sie verſucht das Warum des Warum zu ergründen, es beſteht Keiner vor ihr. Und wie viel Licht auch auf euren Weg fallen mag, mein Knabe, — daß ihre Augen Euch angeblickt, wird doch das Hellſte bleiben.«

Und in der That, daß ſie ihn angeblickt, hat er nie vergeſſen, er, der ſo raſch berühmt gewordene Händel, der unſterbliche Componiſt des »Meſſias«.

Ein Leipziger Student.

Motto:
„Mein Leipzig lob' ich mir,
Es iſt ein klein' Paris und bildet ſeine Leute."
Goethe's Fauſt.

Ein Leipziger Meßſonntag.

Ein Meßſonntag war es in Leipzig, als man die Jahreszahl 1765 ſchrieb und dazu den 22. September. Ueber die alte Petersbrücke, durch das herrliche, ſeit 1722 vollendete Thor, drängten ſich die Leute in's Freie, als gäbe es dort irgendwo das ewige Heil um wenige Groſchen zu kaufen. Die Weinſchenken und Kuchenhändler hatten gewaltigen Zulauf, nicht minder der Zahnarzt in der rothen Bude, deſſen Ausrufer ſich, die Wundercuren ſeines Herrn preiſend ganz heiſer ſchrie. Und auf die Zehen trat ſich gar Jung und Alt, um dem Taſchenſpieler zuzuſchauen an dem Tiſch unter der Linde, und laut jubelte man, wenn der Seiltänzer nicht weit davon ſeine halsbrechenden Sprünge wagte. — Schmucke Bürgerstöchter, die Arme traulich in einander verſchlungen, zogen fröhlich plaudernd daher, und ſchön geputzte Fräulein, die Federhütchen keck auf die

Stirn gedrückt, etwas hochmüthig auf die begleitenden Cavaliere blickend, trippelten ihnen nach. Da mochte wohl mehr als einem ſtillen Beobachter bei ſolchem Anblick der alte Reim einfallen:

»in Sachſen, in Sachſen
die hübſchen Mädchen auf den Bäumen wachſen.« —

Dem übermüthigen Studentenvolk, das ſich hinter den hübſchen Kindern herdrängte und es an feurigen Blicken und gelegentlichen ſüßen Wörtchen nicht fehlen ließ, leuchtete die Wahrheit dieſes Satzes gewiß weit beſſer als mancher andere ein, der ihnen vom Katheder herab aus dem Munde hochgelehrter Herren verkündigt ward. Vielleicht ſummte eben dasſelbe Liedchen mit ſeinem ſchelmiſchen Refrain:

»hätt' ich d'ran gedacht,
hätt' ich mir eine mitgebracht« —

heute ſogar manchem dieſer Wahrheitslehrer ſelber in den Ohren wie ein Ton aus längſt verklungener Jugendzeit, die meiſten von ihnen ſchauten wenigſtens ganz anders darein, als ſonſt. Sie mußten ja, wenn ſie nicht Augen und Ohren verſchließen wollten, in ihren tiefſinnigſten Geſprächen gewaltig geſtört werden durch jene lachenden ſüßen Geſichter, die ſich an ihnen vorbeidrängten, mit den dazugehörigen prächtigen Geſtalten, und durch den Klang junger ſilberner Stimmen. Freilich ſah man doch noch Einen oder den Andern daherſchreiten, der ausſah, als ob er weder hören noch ſehen könne, der ſich

bewegte wie eine kunſtvoll gefertigte Maſchine, und deſſen Geſicht wie ein beſtaubtes altes Pergament erſchien.

Da wandelte zum Beiſpiel eben der Hofrath Böhme vorüber mit dem derzeitigen Rector der Univerſität, dem Hofrath Ludwig, und wie ſie ſo dahinzogen, hätte man ſie mit einander verwechſeln können. Feſtgeklemmt unter dem linken Arm trug Jeder ſeinen dreieckigen Hut und in der rechten Hand den Stock mit dem Goldknopf; unbeweglich hingen die Haarbeutel im Nacken, wie von Holz geſchnitzt ſtanden die großen Locken des gepuderten Haares zu den Seiten der Schläfen. Die Augen ſchauten ſtarr geradeaus, die Mienen waren tiefernſt, die Lippen allein bewegten ſich — die beiden gelehrten Herren redeten hebräiſch mit einander. — Hebräiſch! und über ihnen hing ein blauer Herbſthimmel von wunderbarer Durchſichtigkeit, und neben ihnen ſtanden Bäume voll bunten Laubes und rings umher war Lachen, Singen, Muſik und jauchzende Kinder, die ihm immer zwiſchen die Beine liefen, trotz der bitterböſen Geſichter.

Sie wandelten weiter und weiter in ihren Geſprächen, ließen die Menge hinter ſich und verloren ſich auf den Feldwegen, die nach den Dörfern Connewitz und Dölitz führten. Es war dies ihr allabendlicher Spaziergang im Sommer und Winter, im Regen und Schnee, im Sturm und Sonnenſchein. Sie wurden oft gar un-

ſanft berührt, nicht nur die gelehrten Herzen, ſondern auch jene ehrſamen Bürger, die, über Krieg und Frieden behaglich redend, daherzogen. Es gab ſo Manches zu klagen über die arge und blinde Welt und insbeſondere über das ſchlimme Frankreich und über Vieles, was ſich in den letzten Zeiten begeben und was wohl hätte anders angefaßt werden können, wenn man vorher ihren Rath eingeholt. Handelsleute gingen vorüber und berechneten laut ihren Verluſt und Gewinn, und klagten einander ihr Leid über die ſchlechte Meſſe, während dabei doch Jeder im Stillen dachte: »Je nun, für Dich war ſie nicht allzuſchlecht, aber hoffentlich für jeden Anderen!« — Es braucht Niemand über jenes uralte Noth- und Stoßgebet die Achſeln zu zucken und die Hände zuſammen zu ſchlagen:

»ich bitt' Dich, heil'ger Florian,
verſchon' mein Haus — zünd' and're an« —

es wird dasſelbe von vielen Tauſenden noch bis zur heutigen Stunde an jedem Abend und Morgen inbrünſtig gebetet, nur lauten die Worte etwas anders, der Sinn iſt aber genau derſelbe. — Damals waren die Zeiten freilich nicht abſonderlich günſtig. — Leipzig litt noch immer an den Folgen des unheilvollen ſiebenjährigen Krieges, die Stadt trug neben der ungeheuren allgemeinen Staatsſchuldenlaſt noch ein gewaltiges Theil für ſich allein. Die Zahl der Einwohner hatte ſich durch Noth und Seuchen in Zeit von kaum einem Decennium

um Tausende verringert, Nahrung und Gewerbe stockten, Jeder versah sich nur mit dem Nothdürftigsten. Der Handel lag danieder, die Handelssperre Friedrichs II. brachte großen Kummer und alle Klagen und Beschwerden halfen nicht viel. Oesterreich erhöhte seinen Waarenzoll; auch auf die ausländischen Weine wurde eine bedeutende Besteuerung gelegt; mit einem Worte, es war kein sorglos lustiges Leben in der Lindenstadt.

Nur am heutigen Meßsonntag merkte man nicht viel davon, und wer nur allein die geputzten Weiblein ansah in den hohen Hackenschuhen mit goldenen Schnallen, in den bauschigen Reifröcken und Schleppen, den thurmhohen, weißgepuderten Frisuren, wie das stolzirte, sich drehte, schwatzte und lachte, der hätte meinen sollen, die Geldsäckel der Leipziger Eheherren seien Zaubertaschen, die sich alle Zeit von selber wieder füllten, sobald sie leer geworden. Wie Königinnen pflegten die Häßlichen, wie zärtliche Schwestern die Schönen unter ihnen die Cavaliere und stattlichen Bürgerssöhne zu grüßen, wenn sie mit tiefer Verneigung an ihnen vorbeischritten. Die adeligen Herren erkannte man an ihren zierlichen Degen, an den Federbüschen auf ihren Hüten und der keckern Art des Grußes. Reden ließ sich nicht viel mit einander, denn vor den Pauken und Trompeten von den Buden her konnte Keiner so recht zu Worte kommen, und wär's möglich gewesen, so war doch noch das

Kindergeſchrei zu übertäuben und das iſt durchdringender als die lauteſte Muſik.

Urplötzlich erhob dieſe kleine ausgelaſſene Schaar größeren Lärm als je zuvor und drängte ſich um einen hochgewachſenen Mann, der da vom Petersthor herkam und vor dem Alle ehrerbietig zur Seite wichen, als ſei er ein Prinz oder gar ein König. Zahlloſe kleine Hände ſchoben ſich in ſeine ſchlanke Hand, und die dieſe nicht erreichen konnten, klammerten ſich an die Rockſchöße des freundlich Grüßenden, haſchten nach ſeinem Hut und riefen ihm allerlei zärtliche Namen zu. — Dafür griff die freigelaſſene Linke des Belagerten auch in die Taſche und vertheilte unermüdlich, während er langſam weiterzugehen verſuchte, kleine Kuchen, Stückchen Zucker und getrocknetes Obſt, die kleinen Zudringlichen ſanft von ſich abwehrend. Auch die Erwachſenen grüßten ihn Alle voll Herzlichkeit und Ehrerbietung zugleich und empfingen freundlichen Dank. Die Heiterkeit eines Weiſen thronte auf ſeiner Stirn und die Barmherzigkeit eines guten Menſchen blickte aus den blauen Augen, er ſah aus, als wiſſe er wie kein Anderer mit den Fröhlichen fröhlich zu ſein und mit den Weinenden zu weinen. —

Ein dicker, wohlbehäbiger Mann in etwas verſchobener Perrücke drängte ſich jetzt zu ihm hin und ſtreckte ihm die Hand entgegen. »Da bin ich wieder, hochzuverehrender Hofrath,« ſagte er. »Ich freue mich, daß ich Sie

auf der Straße hier treffe, denn in Ihrer Wohnung war ich ſchon zweimal vergebens mit meinem Pflegebefohlenen, den ich Ihnen ſo recht ans Herz legen wollte!«

»Gott grüße Sie, mein wertheſter Herr Buchhändler Fleiſcher,« lautete die Antwort. »Wie ſie doch hübſch regelmäßig einziehen, unſere Leipziger Meßſchwalben, und wie wir ſie gern ſehen! — Wie ſieht's daheim im ſchönen Frankfurt aus? So der Herr will, beſuche ich Euch wirklich im nächſten Jahre. Aber Sie ſprachen von einem Pflegebefohlenen, mein Wertheſter? Erzählen Sie mir von ihm. Warum iſt er nicht bei Ihnen? Geben Sie mir Ihren Arm und begleiten Sie mich eine Strecke. Ich bin nicht kräftiger geworden, ſeit wir uns zuletzt ſahen! Die böſe Athemnoth!«

»Kommen Sie, Hochverehrteſter, ich bin ſtolz bis ans Ende meines Lebens auf dieſe Stunde, wo ich den Herrn Hofrath führen durfte. — Mein junger Burſche iſt mir entwiſcht im Gedränge. 's iſt ein Frankfurter Kind, das hier das Jus ſtudiren ſoll, ich habe ihn mitgebracht. Er ſtammt von guten Leuten in Frankfurt. Der Rath Goethe am Hirſchgraben iſt ſein Vater und er, der Wolfgang, der einzige Sohn. Ich möcht' ihn gern gut unterbringen, ehe ich heimreiſe; der Mutter und Schweſter iſt er ganz gewaltig ans Herz gewachſen, es ſind viel heimliche Thränen gefloſſen um ihn!«

»Dann iſt er gewiß ein guter Sohn und Bruder!«

»Ich glaub's auch. Wenn er nur nicht ſo verdammt hübſch wäre; man kann die Mädchen nicht genugſam vor ihm hüten! Froh bin ich, daß ich keine Tochter habe, denn ich bilde mir ein, die Augen des Wolfgang müßten lauter Herzeleid bringen. Daß aber ein ordentlicher Gelehrter aus ihm wird, kann ich mir nicht ſo recht vorſtellen. — Aber wohin ſoll ich den Herrn Hofrath führen?« fragte der Frankfurter Buchhändler, indem ſie langſam mit dem Strome weiterzogen.

»Dort an die blaue Bude — darinnen erwartet mich der Hofrath Clodius, wir wollten einmal den gelehrten Hund Kartenſpielen ſehen. Gehen Sie mit?«

»Ich komme Ihnen nach, Herr Hofrath, möchte aber zuvor gern meine Frau holen. Sie iſt eben in der Stube des jungen Goethe in der »Feuerkugel« auf dem Neumarkt und räumt ſeine Wäſche in den Schrank, ſie hat das der Frau Rath in die Hand verſprochen.«

»Ich werde Sie und ihre Eheliebſte erwarten,« lautete die Antwort; »da ſind wir ſchon an Ort und Stelle. — Auf Wiederſehen, mein wertheſter Herr Fleiſcher.«

Und mit vielen Bücklingen verabſchiedete ſich der Frankfurter und rannte ſo eilig davon, als ihm ſein ſchwerer Körper und ſein Athmen ſolches erlaubten. — Der Herr Hofrath aber trat in die gefüllte Schaubude ein und nahm, da er ſeinen geehrten Herrn Collegen

auf den erſten Blick nicht fand, in ſeiner beſcheidenen Weiſe nahe am Eingang Platz.

Die Vorſtellung war im vollen Gange. — Viele Leute ſaßen auf den Bänken und ſchauten dem Tanz eines jungen fremdartigen Weibes zu, das mit verbundenen Augen auf den Fußſpitzen zwiſchen aufgeſtellten Eiern hin- und hergaukelte. — Von einem kartenkundigen Hunde war nichts zu ſehen. — Es war klar, der Profeſſor der Moral und Philoſophie war in eine andere Bude gerathen und konnte nicht um ſich, ſelbſt zu geſtehen, daß dies tanzende Geſchöpf noch um ein Weniges hübſcher anzuſehen ſei als ſelbſt ein gelehrter Hund. — Das rothe kurze Röckchen mit den ſchwarzen wunderlichen Verzierungen, das goldbeſetzte Mieder mit den flatternden Schleifen, die lang herabwallenden dunklen Haare, die Kinderfüße in den hohen Hackenſchuhen waren von einem fremdartigen Reiz. — Eine Zingara war es vielleicht, die da tanzte, das ſchöne Kind eines ruheloſen Wandervolkes, eine Blume des Südens.

Nach Beendigung ihres graziöſen Spazierganges zwiſchen den Eiern riß ſie ſich das Tuch von den Augen, warf einen Blick voll Glut und Uebermuth in die Menge — ergriff ein Tambourin und begann einen neuen tollen Tanz.

Wie flog und ſchwebte der ſchlanke Körper dahin,

wie glühte das feingeſchnittene Geſicht, wie funkelten die ſchwarzen Augen, Alt und Jung jubelte laut auf, ſelbſt dem Profeſſor der Moral wurde ein wenig warm, und er ſah ſich zum zweiten Mal vergebens nach ſeinem Herrn Collegen um. Dabei fiel ihm die Regungsloſigkeit eines jungen Mannes auf, der mitten unter der aufgeregten Menge ohne Wort und Laut, ohne irgend ein Zeichen des Beifalls daſaß.

Als er aber genauer hinſah, erſchrak er faſt über das leidenſchaftliche Entzücken an der ſchönen Frauengeſtalt, das aus dieſen jungen Augen leuchtete; der Herr Hofrath vergaß darüber die Tänzerin und ſchaute, faſt erſtaunt, in ein Jünglingsantlitz, wie er es ſchöner nie geſehen zu haben vermeinte. Stirn und Schläfe ähnelten denen des Apoll vom Belvedere, die Linie des Profils war kühn und fein zugleich, der Mund vornehm, die Farbe blühend und die Augen! — Wie konnte nur ein ſo blutjunger Fant ſolche Augen haben!

Das Mädchen hatte jetzt ihren Tanz beendet und ging nach einer kurzen Pauſe wahrſagend zwiſchen den Leuten hin und wieder, jede Hand ergreifend, die ſich ihr entgegenſtreckte. — Als ſie in die erſte Reihe kam, ſtreckte ihr auch der junge Mann ſeine Hand hin. Sie mochte ihn wohl längſt bemerkt haben, denn ſie war im Nu an ſeiner Seite und lächelte ihn an. Ihre weichen braunen Finger ſchloſſen ſich um die ſeinen, ihr Geſicht neigte ſich ihm entgegen, ihr Athem ſtreifte ſeine Wange. Dann ſah

ſie lange auf die Linien ſeiner Hand, hob darauf die Augen und ſchaute ihn tief und forſchend an: »»Du wirſt eine Krone tragen und man wird Dich höher ehren als einen König. — Du biſt ein Kind des Glückes in allen Dingen, nur hüte Dich vor dem Trauring.««

Ein köſtliches ſchelmiſches Lächeln theilte von Neuem die friſchen Lippen und ein Lächeln gab ihr der ſchöne Jüngling zurück. Als aber die Zigeunerin noch immer ſeine Hand feſthielt und er auch nicht die leiſeſte Bewegung machte, ſie aus dieſen weichen Banden zu befreien, als die Augen der Beiden immer glühender und tiefer ineinander verſanken, da legte ſich plötzlich eine hagere Männerhand kühl und feſt auf die Finger des Mädchens und löſte ſie von denen des Jünglings, und eine ernſte Stimme ſagte: »Kommt, junger Freund, es dürfte jetzt an der Zeit ſein nach Hauſe zu gehen; — der Buchhändler Fleiſcher ſucht Euch. Kommt mit mir. Euer Vater hat Euch durch ihn auch unter meine Hut geſtellt.«

Und ohne eine Antwort abzuwarten, zog er den Arm des Erſtaunten in den ſeinen und verließ mit ihm die Bude. Keinen Augenblick ſträubte ſich der junge Gefangene, es war etwas in dem Weſen des alten Herrn, das ihn völlig bezwang, etwas Ehrfurchtgebietendes und doch Mildes, Gütiges zugleich; draußen vor der Bude erſt blieb er ſtehen und athmete auf; und nun erſt fragte er ſich: wer gab dieſem Fremden ein Recht auf

Dich? Woher kennt er Dich, der alte Herr? — Da kam aber eben der Buchhändler Fleiſcher hergelaufen. »Meine Frau iſt noch nicht fertig mit dem Einräumen,« rief er erhitzt und ärgerlich ſchon von Weitem, »und wollte deshalb nicht mit. Es iſt und bleibt nun einmal ein eigenſinniges Geſchlecht, das Frauenvolk! Und da iſt ja auch der Wolfgang! Der weiß noch nicht, ich ſeh's ihm an, in welch' hoher Geſellſchaft er da ſteht. War er in der Bude? Iſt die Vorſtellung ſchon vorüber?«

»Kommen Sie nur erſt zu Athem, Geehrteſter,« lächelte der Herr Hofrath, »Sie haben das Frankfurterkind ſo vortrefflich ſkizzirt, daß ich's zur Stelle erkannte. In der Bude gab's nichts mehr zu ſehen für uns Beide. — Guten Abend nun, ich muß den Clodius ſuchen — auf baldiges Wiederſehen mit dem jungen Herrn da!«

Damit neigte der Sprecher in einer ebenſo anmuthigen als würdevollen Weiſe das Haupt und verlor ſich unter der Menge.

»Wer war das?« fragte jetzt der junge Goethe, wie aus einem Traum erwachend.

»Lieber Wolfgang, das war der Herr Hofrath und Profeſſor der Moral, auch vielgefeierte Dichter und Bücherſchreiber Chriſtian Fürchtegott Gellert, und wenn Du es einmal ſo weit brächteſt wie der, könnteſt Du deinem Gott auf den Knieen danken und deine Frau Mutter und die gute Cornelia könnten ruhig ſchla-

sen. — Nun, wenn Du auch so klug nicht werden kannst denn das ist Gottesgabe, so kannst Du Dich doch mühen so gut zu werden wie er. — Und jetzt komm mit in den Gasthof »zu den drei Schwanen« in der Petersstraße, da wollen wir zur Nacht essen, der Buchhändler Schwan aus Mannheim speist auch dort und der wohlbekannte Buchhändler, Buchdrucker und Notenstecher, mein Freund, Christian Breitkopf.«

In der Nacht, die diesem Tag folgte, träumte ein junger angehender Student in einer Stube, deren Fenster nach dem Hofe der »großen Feuerkugel« hinausgingen, recht viel tolles Zeug durcheinander. — Vorzüglich war es ein Bild, das ihn unablässig neckte. Die reizende Zigara tanzte ihm näher und näher mit einem frischen Rosenkranz in den Händen. Schwebend hielt sie ihn endlich über seiner Stirn, berauschend umwallte ihn süßester Duft, er meinte schon die Kühle der Blüthenblätter zu empfinden, dabei neigte das üppige Weib sich tiefer und tiefer zu ihm herab — ihr rother Mund glühte ihm entgegen, noch ein Moment und er sank auf den seinen. — — Da schob sich das ernste Gesicht des Professors der Moral dazwischen und die Lippen des Verlangenden küßten eine der wohlgepuderten Seitenlocken Christian Fürchtegott Gellert's. — Und wie aus weiter Ferne tönte die Stimme des dicken Frankfurter Buchhändlers, die dazu recht salbungsvoll sang:

„Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sei wach und nüchtern zum Gebet.“ — —

Ach, gerade dies Lied des Herrn Hofrath Gellert hatte Wolfgang mit so vielem Aechzen und Stöhnen daheim einst als Knabe gelernt und das war ihm auch zuerst wieder eingefallen, als er des gefeierten Dichters Namen hörte.

Ein Saltomortale.

Anecdote.

Etwa zwei Stunden von der Stadt und Feſtung Minden, nördlich in das flache Land hinein, liegt ein einſames, ſchloßähnliches Gebäude, »Haus Himmelreich« genannt. Den Chroniken nach ward es von einem rohen und händelſüchtigen Ritter Holle, im 16. Jahrhundert etwa, erbaut. Früher hatte dieſer räuberiſche Unhold in der Nähe von Petershagen ſein Unweſen getrieben und vornehmlich dem hochwürdigen Biſchof von Minden arg zugeſetzt durch allerlei ungehorſame und ſchlechte Führung, durch Aufreizung ſeiner Untergebenen zur Widerſetzlichkeit gegen ſeine Beſtimmungen und dergleichen Unthaten mehr. Der Kirchenfürſt ſah ſich endlich genöthigt, dieſen rebelliſchen Unterthan in den Bann zu thun und der irdiſchen wie himmliſchen Segnungen verluſtig zu erklären. Da hatte denn der Frevler mitten in die Heide hinein ſich ein luſtig Haus mit hohem Thurm gebaut, und als der Bau vollendet, ließ er dem Biſchof ſagen, daß er von nun an ſeines Himmelreichs nicht

benöthigt ſei, alldieweil er ſich ſein eigenes geſchaffen, worin er fortan ſelbſt den Herrn zu ſpielen gedenke, ihm und dem lieben Gott zum Trotz, und gab von Stund' an dieſem ſeinem Ritterſitz wirklich den Namen »Himmelreich«. Der hat ſich denn auch erhalten bis auf den heutigen Tag, ſo oft das Schloß auch ſeinen Beſitzer gewechſelt. Der fromme Biſchof aber zog, als der Ritter Holle noch daſelbſt wohnte, nie ohne großes Geleit von bewaffneten Reiſigen auf ſeinem Wege nach Petershagen an dem Schlößlein der Haide vorbei, denn er fürchtete ſich vor dieſem »Himmelreich«, wie er ſich ſelbſt nicht vor der wirklichen Hölle fürchtete. Die Hölle mit all' ihren Inſaſſen konnte ja auch einem Kirchenfürſten nichts anhaben, allein der Ritter Holle in ſeiner Burg war ſchlimmer als der oberſte der Teufel und ſcheute ſich vor Nichts in der Welt, nicht einmal vor dem heiligen Kleide. Aber die bewaffneten Begleiter des Biſchofs konnten ihre Schwerter ruhig in der Scheide laſſen, der Ritter nahm keinerlei Rache und ſchaute nur mit luſtigem Lachen aus dem Fenſter ſeines Thurmes auf jenen Zug herab oder ſtimmte mit ſeinen wüſten Zechgenoſſen gottloſe Lieder an, wenn der hochwürdige Herr ſich nahte. Auch weder ein Blitz vom Himmel fuhr herab, den Frevler zu zerſchmettern, noch that ſich die Erde auf, ihn zu verſchlingen, ſo ſehr der fromme Biſchof täglich darauf hoffte. Der Ritter Holle lebte herrlich und in Freuden und ſtarb in ſeinem Haus Himmelreich in ſeinem Bett wie jeder

andere fromme Chriſt und keinerlei Schwefelgeruch noch irgend ein ſeltſames Feuerzeichen war in der Todtenkammer, noch an dem Leichnam zu gewahren.

Jetzt iſt das Wohnhaus des Ritters längſt nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu ſehen; nur der alte Thurm iſt noch da, das Einfahrtsthor und die Mauern, die ſich um den tiefen Wallgraben zogen; ein anderes Haus wurde auf der Stelle aufgebaut. Linden und Eichen ſind überall emporgewachſen, dichtes Buſchwerk und Heimbuchen ziehen ſich längs den Mauern hin. Der letzte Beſitzer hat ſogar einen ſchönen Garten angelegt mit einem Bogengang von Buchen, und Jahr um Jahr wurde der grüne Schleier dichter, der dies Plätzchen vor Aller Augen verbarg. Dornröschen hätte gut darin wohnen können, gar mancher Märchenprinz wäre wohl vorbeigeritten auf ſeinem Zelter, ohne das Daſein des Schlößchens hinter der Blätterwand zu ahnen.

Im Jahre 1803 etwa geſchah es aber, daß einmal ein wirklicher Prinz, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nämlich, einkehrte in das grün umſponnene Haus. Ob er allda nun ein Dornröschen aus der Verzauberung wecken oder den Frieden des irdiſchen Himmelreichs zu koſten begehrte, iſt niemand recht bekannt geworden. Gewiß iſt nur, daß er ſich's daſelbſt nicht nur tage- und wochen-, ſondern monatelang gefallen ließ. Es war, als ob er das Rauſchen des Lebensſtromes in dem großen Berlin ganz vergeſſen über dem

Murmeln eines Wieſenbachs. Man ſagte, der König habe ihn zur Inſpicirung der weſtphäliſchen Regimenter dorthin geſchickt, heimlich flüſterte man ſich freilich andere Geſchichten in die Ohren: von Verbannung und Beſtrafung wegen allzu regelloſen Lebens in der Reſidenz. Wie es aber irgend jemand auf der weiten Gotteswelt über's Herz bringen konnte, den Prinzen Louis Ferdinand zu beſtrafen, das begriff freilich niemand, der den königlichen Herrn nur einmal geſehen, und wer gar mit ihm geredet oder an Einem Tiſche mit ihm geſeſſen, der hätte wie Tamino eine Wanderung durch Feuer und Waſſer angetreten, wenn er's begehrt, und zwar auch ohne Begleitung einer Pamina. Eine wahrhaft wunderſame Bezauberung übte er auf Männer wie auf Frauen, auf Jung wie auf Alt aus; in dieſer Beziehung war er ein leibhaftiger Märchenprinz, der ſich, wie in all jenen wunderſamen Geſchichten zu leſen, eben nur zu zeigen braucht, um alle, auch die ſchlimmſten Hinderniſſe zu überwinden. Für einen Jeden hatte er ein freundlich Wort und, was im Grunde noch tiefer ins Herz geht, einen warmen Blick, und kein Armer trat ihm in den Weg, der unbeſchenkt und ungetröſtet geblieben wäre. Und wie ritterlich benahm er ſich gegen die Frauen! Wie eine Geſtalt aus den Zeiten Frauenlob's, wie ein Troubadour aus den goldenen Tagen der Liebeshöfe trat er ihnen entgegen. Aber er bot mit gleicher Liebenswürdigkeit und Aufmerkſamkeit der betagten Bäuerin die Hand, um ihr

über einen Graben zu helfen, wie der Dame der vornehmen Geſellſchaft, um ſie die Treppenſtufen hinabzugeleiten. Er gehörte zu den Männern, die das Geſchlecht in der Erſcheinung ehren, nicht aber in der Erſcheinung das Geſchlecht. Alte Mütterchen mit weißen Haaren in der Mindner Gegend hört man noch mit jugendlich aufblitzenden Augen von dem bildſchönen hohen Herrn erzählen, der bei ländlichen Feſten mit ihren Müttern getanzt und ſie ſelber, die ſtaunend zuſchauenden Kinder, zu ſich emporgehoben und geküßt hatte.

Aber die Männer mußten ihn nicht minder bewundern und lieben, ſo oft ſie ihn auch, als den unüberwindlichen Beſieger der Frauenwelt, zu haſſen verſuchten. Keiner tummelte ja ſein Roß ſo wie er, Keine ſprach ſo tapfer dem Becher zu und blieb dabei doch allezeit ſo königlich. Wie oft hielt er offene Tafel unter der mächtigen Linde vor der Einfahrt von Haus Himmelreich und lud Manchen dazu ein, der eben vorüberſchritt und wahrlich kein hochzeitlich Kleid an hatte! Wenn doch die Lindenzweige, die jetzt noch dort rauſchen, von all' jenen Dingen noch erzählen könnten!

Und wenn er an ſeinem Clavier ſaß, das er ſich von Berlin mitgebracht (man erzählte ſich, daß er deren bereit ſechs ſich angeſchafft) und ſpielte, ſo ließ er die Fenſter offen und verwehrte Niemand, ſich in jenem goldenen Melodienſtrom, den ſeine Finger den Saiten entlockten, zu baden. Da ſaßen denn oft Schaaren von

Bauern, alte und junge, Geſunde und Kranke, mit ihren Frauen, Müttern, Schweſtern und Bräuten, um zu lauſchen und zu ſtaunen, — über Alles, was der Prinz Louis könne.

Die Zimmer des Prinzen lagen im erſten Geſtock; man mußte die alte Wendeltreppe von Stein, die in den Thurm des alten Ritters Holle führte, zur Hälfte erſteigen, ehe man in das Cabinet trat, wo das Clavier ſtand. Auf der linken Seite dieſes Gemachs lag das Schlafzimmer, rechts ein kleiner, einfach ausgeſtatteter Empfangsſaal. Eine Flügelthür führte von dem Zimmer des Prinzen unmittelbar in den Garten, der wunderlicher Weiſe mit dem erſten Stockwerk in gleicher Höhe lag. Dieſe Baum- und Bogengänge dicht vor den Fenſtern machten einen überwältigenden Eindruck, nachdem man bereits eine Wendeltreppe hinaufgeklettert war. Eine köſtliche grüne Wildniß war's, die durch die Glasthür hereinſchaute, und in dem Laubengang von alten Heimbuchen niſteten zahlloſe Nachtigallen. Es war ſo dicht, daß die Sonnen- und Mondesſtrahlen mit Müh und Noth ein Plätzchen fanden, hier und da zwiſchen ein paar Blättchen hindurchzuſchlüpfen. In dieſer Rieſenlaube nun pflegten, wenn der Prinz ſpielte, jene Gäſte aus Minden und der Umgegend ſich aufzuhalten, die ſich täglich zahlreicher einfanden, um dem königlichen Verbannten die Einſamkeit weniger fühlbar zu machen. Auch reizende Frauengeſtalten erſchienen auf Haus Himmel-

reich, — denn was wäre ein Himmel ohne Engel! — und jene Gruppen, die ſich in dem Bogengang bildeten an jenen Sommerabenden, hätten ihren Watteau zu finden verdient, um durch einen glänzenden und eleganten Pinſel verewigt zu werden. Der zitternde Schein der Windlichter, die man überall aufgeſtellt, beleuchtete die ſchönſten Frauen und Männer. Freilich waren die Trachten der damaligen Zeit, die enganliegenden Gewänder und wunderlich geſchnittenen Mieder weniger geeignet zu maleriſchen Faltenwürfen und wechſelvoller Zuſammenſtellung; auch die Art das Haar zu tragen, erſchien unſchön, denn die kurzen Locken wurden tief in die Stirn gezogen; aber es waren doch Augen da, die mit dem Sternenglanz wetteifern durften; Lippen und Wangen, die ſich vor den glühenden Roſen nicht zu ſcheuen brauchten, die am Eingang des Gartens in ſo verſchwenderiſcher Fülle blühten, und Formen, die an die Urbilder plaſtiſcher Schönheit, an die ſteinernen Göttergeſtalten Griechenlands erinnerten. Die Männer erſchienen trotz der hohen Krägen ihrer wenig kleidſamen Uniformen faſt alle ſtattlich und bedeutend, wenigſtens ſo lange der Prinz nicht bei ihnen war.

Zu allen Zeiten ſind jene Menſchen ſelten geweſen, deren Erſcheinung allein ſie als königlich, als beſtimmt, zu herrſchen über alle andern, bezeichnet. Prinz Louis Ferdinand würde in dem größten Menſchengewühl ſofort einem Jeden als eine Herrſchergeſtalt aufgefallen

ſein, als eine wahrhaft vornehme Menſchenerſcheinung in des Wortes vollſter und ſchönſter Bedeutung. Es war etwas Ungewöhnliches, Auffallendes an ihm; der Eine ſuchte es in den Augen, der Andere fand es in der Stirn, der Dritte in dem unbeſchreiblich ſchönen Lächeln des Mundes — oder in der Heldengeſtalt, Jeder aber beugte ſich vor dieſem Etwas, Jeden überwältigte es, bewußt oder unbewußt. Und man verzieh ihm auch Alles um dieſes überwältigenden Etwas willen. Es gibt Menſchen, die ungeſtraft Alles thun dürfen, d. h. an denen man natürlich findet, was an anderen ſonderbar, ungewohnt, ja ſelbſt ſtrafbar erſcheint. Daß der Prinz Louis ein wunderſam luſtiges Hoflager hielt auf Haus Himmelreich, verargte ihm Niemand. Daß in ſeine Zechgelage oft das helle Morgenlicht hereinfiel, fand Keiner verdammenswerth. Auch ſein ſeltſam wildes Reiten nach Minden belachte und tadelte kein Einziger. Und doch konnte man wirklich den Kopf darüber ſchütteln. Vor dem Thore des Hauſes Himmelreich nämlich ſah man den Thurm der Marienkirche von Minden wie einen ſpitzen Finger gen Himmel weiſen. Dieſe Thurmſpitze nun war es, die der Prinz allezeit feſt ins Auge faßte, — dann ſpornte er ſein edles Roß und fort ging's auf dieſes Ziel los, gerade und unverrückt über Gräben und Hecken, über Felder und quer durch die Haide:

„Immer zu, immer zu,
Ohne Raſt und Ruh'. —"

Niemand vermochte dem königlichen Reiter zu folgen, der allezeit dahinflog,

„daß Kies und Funken ſtoben.“

Und wohin jagte er denn ſo haſtig? Erwartete ihn eine ſchöne Frau — ſchauten ſtrahlende Augen nach ihm aus voll unruhiger Sehnſucht? Das Letztere war wohl möglich, aber er wußte es nicht, oder wollte es nicht ſehen. Sein toller Ritt hatte ein anderes Ziel.

Dicht neben der Kirche lag die Cantorswohnung. Das beſcheidene Stübchen des alten Cantors empfing den hohen Gaſt. Der Prinz mit der Aeolsharfenſeele liebte es, mit dem ſchlichten Mann über Muſik zu plaudern und ſeine reiche Sammlung von alten Kirchenmuſiken durchzublättern. Da ſaß er denn wohl ſtundenlang vor dem alten Spinett und ſpielte Bach'ſche Fugen und variirte ſeinen Lieblingschoral, das markerſchütternde:

„O Haupt voll Blut und Wunden, --“

daß der Cantor die Hände faltete und ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Oder er ließ ſich von dem würdigen Mann von Chriſtian Bach, dem Sohne des großen Leipziger Cantors erzählen, der drüben in Bückeburg als Cantor des Fürſten Wilhelm gelebt und deſſen freundlicher Erſcheinung ſich der Alte noch dunkel erinnerte. Nicht ſelten geſchah es, daß der Prinz einzig um dieſer Plauderſtunde willen in Regen und Sturm herumbrauſte und dann wieder heimritt. Er war auch ein ganz anderer, jener Mann mit dem träumeriſchen Blick

in dem Cantorſtübchen bei der Marienkirche, und der Held mit den blitzenden Feueraugen, der am Morgen vor der Front auf- und niederritt. Aber wo und wie er auch ſein mochte, überall gewann er ſich die Herzen, und wie wunderlich die Geſchichten auch lauteten, die man von ihm erzählte, — man erzählte ſie doch immer mit einem Lächeln ſtolzer Freude und mit dem Refrain: „Es gibt Keinen wie unſern Prinzen Louis! Gott ſegne ihn!“

Und die Frauen ſagten das auch, freilich nicht laut, heimlich aber mit noch größerem Entzücken; denn ritterlicher und kühner war Keiner, und mit jeder neuen tollen Geſchichte vergoldete ſich für die Frauenaugen mehr und mehr jener Nimbus, der ſich um ſein Haupt zog. Louis Ferdinand war und blieb eben für die Bewohnerinnen der „Rothen Erde“ ein leibhaftiger Märchenprinz, ſogar das verwünſchte Schloß fehlte nicht, es führte den Namen „Haus Himmelreich“. Wie manche mochte eben dieſe Benennung für die einzig paſſende jener Stätte halten, die er zu ſeinem Aufenthalt ſich erwählt hatte.

Da geſchah es eines Tages, daß der Prinz mit einigen jungen Officieren einen Ausflug nach der ſogenannten Bückeburger Clus (Klauſe) unternahm. In einem reizenden Walde auf dem Wege nach Bückeburg, kaum ein Stündchen hinter Minden gelegen, ſtand ein Wirthshaus, deſſen wohleingerichtete Wirthſchaft weit

und breit bekannt war. Es hatte ein etwas vornehmeres Aussehen als die gewöhnlichen Dorf- und Waldschenken, denn der Mann, der es erbaute, verzierte das erste Stockwerk mit einem offenen Altan, der von Säulen getragen wurde. Diese Säulen bildeten über der Hausthür eine Halle, in der sich's die Gäste gern wohl sein ließen. Des Prinzen Lieblingsplatz war aber oben auf dem Altan selbst. Den überragten und überschatteten nämlich von beiden Seiten alte Bäume, in deren Laub man mit den Händen greifen konnte, und in der Mitte des Altans sah man über den Rasen hinweg, wo die Steinböcke standen, und über die fernen Wiesen gleichsam mitten in das Herz des Waldes hinein. Dicht vor dem Hause ging die große Fahrstraße vorüber. Nach einem nächtlichen Gewitter war der Tag in wunderbarer Schönheit heraufgezogen. Das Grün schien fast leuchtend und zahllose Knospen waren auf den Wiesen zu Blumen geworden. Jener köstliche Duft, von dem sie sagen, daß er das Herz weit und die Gedanken heil mache, strömte und wallte daher; woher er kommt, wer weiß es? — Die jungen Männer auf dem Altan tranken ihn im funkelnden Wein und die Heiterkeit wurde immer sprudelnder. Man brachte Trinksprüche aller Art, man recitirte Schiller'sche Verse, immer hellere Funken von Geist und Witz sprühten umher. Natürlich war dem Prinzen die Löwenrolle zuertheilt, als man nachher den »Löwengarten des Königs Franz« in Scene zu setzen

und die gewaltigen Stimmen der verſchiedenen Ungeheuer mit großer Virtuoſität nachzuahmen verſuchte.

Als man deſſen endlich müde war, ſpottete man über den »Ritter Delorges« und ſeine Handſchuhheldenthat. »Zum Glück für unſerer koſtbares Leben ſind dieſe Zeiten romantiſchen Frauendienſtes vorüber!« rief einer der Jüngſten. »Jetzt begehrt weder ein Fräulein Kunigunde ſolches Opfer, noch fände ſich Einer, es zu bringen.«

»Hoffentlich fände ſich mehr als Einer, im Dienſte der Frauen ſein Leben zu wagen — denke ich!« erwiederte der Prinz ernſt und ſeine ſiegenden Augen blitzten den Sprecher an.

Ehe der aber zu antworten vermochte, rollte ein ſchwerbepackter Reiſewagen von der Bückeburgerſtraße langſam daher und hielt vor dem Wirthshauſe ſtill. Der Kutſcher ließ den müden Pferden Futter geben. Die Reiſenden ſchienen aber nach einem kurzen Geſpräch mit dem Wirth nicht Luſt zu haben, auszuſteigen; der alte Diener in grauer Livrée ſchloß den ſchon geöffneten Schlag wieder. Vom Altan herab verſuchten manche Augen den Inhalt des Wagens, die Reiſenden zu erſpähen, aber vergebens. Es zeigten ſich nur zwei Frauenhände, die läſſig ineinander gefügt ſich auf den Wagenſchlag ſtützten. Es waren Hände von großer Formenſchönheit und weichen langſamen Bewegungen; ſie ſpielten mit einem Handſchuh. Die Frau, der dieſe Hände

gehörten, mußte noch jung ſein. War ſie ſchön, war ſie glücklich? — Dieſe Frage gaben der gedämpften Unterhaltung auf dem Altan einen neuen pikanten Reiz. Man hätte zwar einfach hinab und an dem Wagenſchlag vorbei gehen können, um die beſte Antwort zu erhalten, aber das wäre eine zu proſaiſche Löſung geweſen, die wenigſtens Louis Ferdinand verſchmähte. Eine andere Hand legte ſich jetzt einen Augenblick auf jene ſpielenden Hände, die gebräunten Finger eines offenbar nicht mehr jungen Mannes. War das die Hand eines Vaters, eines Gatten, eines Bruders? — Die Frauenhände zuckten nicht auf bei dieſer Berührung, — ſie erwiederten nicht den Druck — — Es war alſo nicht die Hand eines Geliebten. Still ruhten ſie, um ſich dann nach einer Weile ſanft der laſtenden Hand zu entziehen. Bei dieſer Bewegung entglitt den weißen Fingern ein Handſchuh und fiel in eine Furche des Weges.

»Wer hebt dieſen Handſchuh auf?« fragte da plötzlich der Prinz.

Die jungen Männer ſprangen auf und drängten ſich nach der Treppenthür.

»Nein — nicht ſo! Das kann jeder!« lächelte Louis Ferdinand. »Ich meine, durch einen Sprung vom Altan herab, meine Herren!«

Erſchreckte und ſtaunende Blicke begegneten ihm — ein dumpfes Murmeln war die Antwort — man maß

mit verſtohlenen Blicken die Höhe des Altans und — trat, verlegen lächelnd, zurück.

»Ich will Euch zeigen, daß es auch in unſerer armen Zeit Ritter gibt, die dem Delorges nichts nachgeben,« rief der Prinz. »Seht her, meine Herren, ich hebe den Handſchuh einer Dame auf — ohne daß ſie mich darum gebeten!« —

Und ſeinen Säbel mit einem Griff feſter ſchnallend, ſchwang ſich der Prinz auf die Brüſtung; und ehe ein Arm ſich auszuſtrecken vermochte, ihn zu halten, ehe ein Mund ſich öffnen konnte zu einem Schrei, war er hinabgeſprungen. Ob nun die Wucht dieſes wahrhaftigen »Saltomortale« ihn auf die Knie gedrückt, oder ob er dieſe Stellung einer Dame gegenüber anzunehmen für angemeſſen befunden — genug, die entſetzten Begleiter des kühnen Springers ſahen ihn vor dem Wagenſchlag, auf einem Knie, den aufgehobenen Handſchuh überreichen. Dann aber ſahen ſie ihn aufſpringen und von Neuem im Wege ſuchen und auch finden, wie es ſchien; denn die ſchöne Frauenhand ſtreckte ſich ihm ſehr haſtig entgegen, als er wieder herantrat. Jetzt erkannten auch die Beobachtenden, daß ſich wohl ein Ring abgeſtreift haben mochte, denn die Dame ſchob nun einen goldenen Reif an den Finger der linken Hand und die Sonnenſtrahlen fielen auf einen prächtigen Rubin, der hell aufblitzte. Und auch Worte wurden hin und her gewechſelt zwiſchen der Fremden und dem Prinzen — aber keiner

ſeiner Gefährten wagte es hinabzugehen und zuzuhören.

Der Kutſcher beſtieg endlich den Bock, der alte Diener ſchwang ſich auf — die Pferde zogen an — — der Prinz trat grüßend zurück. Da — einen Augenblick nur — erſchien ein Frauenköpfchen, über den Wagenſchlag leicht ſich neigend — ein ſchwarzer Schleier war über das reichſte blonde Haar geſchlagen und unter dem Kinn geknotet — — aber die modernen Ritter auf dem Altan hätten ſich jetzt vielleicht minder lange beſonnen, den Handſchuh aufzuheben, der dieſer Frau gehörte.

Der Prinz kehrte nicht ſogleich zu ſeinen Gefährten zurück — er ſchritt allein und in ſich gekehrt, wie das zuweilen ſeine Weiſe, den breiten Weg hinunter, der znm Walde führte, und Niemand hatte den Muth, ihm zu folgen. Erſt nach einer Stunde trat er wieder zu ſeinen Cameraden. Erſt nach einer Weile aber, als er die mühſam bezwungene Neugier in allen Geſichtern ſah, ſagte er lächelnd: »Es waren Vater und Tochter — die Inſaſſen des Reiſewagens. Der alte Herr, ein hannoveriſcher Gutsbeſitzer, führte die junge Frau ihrem Mann wieder zu, nach Berlin. Der beneidenswerthe Beſitzer dieſes reizenden Geſchöpfes iſt Soldat wie wir — aber ſeinen Namen erfuhr ich noch nicht. Trinken wir auf ſein Wohl — — und plaudere keiner meinen Delorges-Streich aus!«

Aber es mußte ihn doch ein Jemand ausgeplaudert haben, denn als der Prinz nach Berlin zurückberufen wurde, erzählte man ſich die Geſchichte dieſes Sprunges in allen Häuſern und die Mindenſer veranſtalteten große Wallfahrten nach der Clus und ſtaunten den Altan an. Manche Wette wurde auch angeboten und ſogar mancher Preis ausgeſetzt von ſchönen Frauen für eine Wiederholung dieſes Wagniſſes; aber — es fand ſich Keiner, der es dem Prinzen Louis Ferdinand nachgethan — und gar um eines Handſchuhs willen!

Das verſunkene Schloss.

„Haſt Du das Schloß geſehen —
Das hohe Schloß am Meer?“ —
Uhland.

Vor hundert und mehr Jahren wurde von dem kleinen Städtchen Arbon am Bodenſee mehr geredet als heute, wo es nur als eine wenig beachtete Station der Dampfſchiffe genannt wird, die von und nach Conſtanz fahren. — Damals beſaß es drei Merkwürdigkeiten: zuerſt eine wunderthätige Maria in der kleinen Schloßcapelle, in einem langen, blauen Mantel, deſſen Berührung die ſchwerſten Herzenswunden heilte, und die quälendſte Liebe in ein ſanftes Vergeſſen wandelte, dann die Erſcheinung des verſunkenen Schloſſes des jungen Conradin von Schwaben, in der Mitternachtsſtunde jeder erſten Mainacht, und endlich einen uralten Schäfer, der davon die ſeltſamſten Geſchichten zu erzählen wußte und Amulete verſchenkte wider die Zauberei, aus den Steinen des geſpenſtiſchen Schloſſes. — Wenn der

alte Thomas ſich ſehen ließ, ſo ging's ihm faſt wie dem Rattenfänger von Hameln, dem Alt und Jung folgen mußte, Groß und Klein lief ihm nach und bat um eine Geſchichte. Die wildeſten Burſche ſaßen regungslos zu ſeinen Füßen und die unruhigſten Mädchenaugen hingen ſtill an ſeinen Lippen, wenn er redete und von jenen längſt vergangenen Zeiten erzählte, wo das Schloß des jungen Fürſtenſohnes noch hart am grünen See in Pracht und Herrlichkeit geſtanden. — Die Knaben unterbrachen ihn dann oft mit ihren Fragen und wollten wiſſen, was für Waffen und Wehrgehänge der Conradin getragen und wie viel edle Roſſe in ſeinem Stalle er beherbergt, und wie viel Dienerſchaft, und wie groß die Zahl der Feinde, die er auf ſeinem Feldzuge in Italien, in der Schlacht von Porte de Valle mit ſeinem guten Schwert getödtet. Auch von ſeinem] fröhlichen und getreuen Freunde, Friedrich von Baden, wollten ſie hören und von dem böſen Karl von Anjou, der ſie beide auf dem Markte von Neapel hinrichten ließ. — Die Mädchen dagegen fragten erſt am Schluſſe der Geſchichte vor allen Dingen nach der Kleidung Conradins und nach ſeinen Augen, auch nach ſeinem ſtattlichen Oheim, der ihn, der Sage nach, auf eben dieſem Schloſſe beſucht, nach dem ritterlichen Manfred, Fürſten zu Tarent, mit beſonderer Neugier aber nach deſſen Gemalin, der jungen wunderſchönen Helena. — Sie war es ja geweſen, ſo hatte der Alte berichtet, die mit ihren Zau-

berkünſten das Herz des jungen Knaben ſo berückt, daß er ihr hatte nachziehen müſſen in das Land Italia voll heißer, ſehnſüchtiger Liebe. — Seit ſie ſein Schloß verlaſſen, fand er nicht mehr Ruh noch Raſt. Seine Wangen erbleichten und ſeine Augen erloſchen, er verweilte bis in die Morgendämmerung hinein tagtäglich auf dem Altan, allwo er an ihrer Seite geſeſſen, ſchlug die Laute, was er meiſterlich verſtand und ſang ein ſüßes Lied dazu, das er ſelber gedichtet. — — Gar manche Bewohnerin von Arbon wußte ſie auswendig jene beiden letzten ſchönſten Verſe:

„Was hülfe mir die Sommerzeit
Und dieſe lichten langen Tage?
Nur eine Frau mir Troſt verleiht,
Von der ich großen Kummer trage:
Will ſie mir geben hohen Muth,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.

Wenn ich mich von der Lieben ſcheide,
So iſt's um all mein Glück gethan,
O weh, jetzt ſterb' ich faſt vor Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht, Frau, was Freuden ſind,
Mich läßt die Liebe ſehr entgelten,
Daß ich an Jahren bin ein Kind." —

Der alte Schäfer hatte aber auch ſeine Lieblinge unter ſeinen Zuhörern, denen er auch wohl einmal eine ganz beſondere Geſchichte erzählte vom Conradin und

der Helena, die er durch Feld und Wald führte, um ihnen die Plätze und Pfade zu zeigen, auf denen der junge Fürst einst zu weilen und zu wandeln geliebt. — Diese Auserwählten erfuhren dann mehr als alle Andern und waren nicht wenig stolz ob dieses Vorzugs. Zur Zeit waren es seltsamer Weise der wildeste Bube im ganzen Canton, der 16jährige Neffe des Organisten von Arbon, der hübsche Vincenz, und ein Mädchen von 12 Jahren aus Morbigny, das eben bei dem freundlichen Musiker zum Besuch, eines Malers Töchterlein, Angelica Kaufmann. — Ihre Mutter war eine Base des Organisten und seine heimliche Liebe gewesen, so heimlich freilich, daß sie selber es erst erfuhr, als sie bereits dem hübschen fröhlichen Maler Herz und Hand geschenkt. — Ein wenig Herzeleid gab es in Arbon, als das reizende Mädchen entführt worden war — aber die wunderthätige Maria im blauen Mantel war ja da, und — die Musik, die heilten beide allmälig die brennenden Wunden. Und als erst ein Kind da war, drüben in Morbigny, die blonde Angelica, gewann es der Organist auch über sich, herüber zu fahren und die Geliebte als glückliche Frau und Mutter wieder zu sehen. Später besuchten ihn Mutter und Töchterchen in Arbon, und endlich war es selbstverständlich, daß Angelica in jedem Frühjahr auf ein paar Wochen herüber kam. Das war dem alternden Herrn auch am liebsten, — er hatte das Kind gern allein, — der Anblick der

Mutter machte ihm doch noch leiſe Schmerzen und brachte ſeltſame Gedanken, und mit dem Maler konnte er ſich beim beſten Willen nun und nimmermehr befreunden. — Wollte doch der wunderliche Menſch nicht einſehen, daß die Kunſt der Malerei ſich zu der Kunſt der Muſik nur verhalte wie eine Dienerin zu einer königlichen Herrin. Und dann — wie war es möglich, es in demſelben Raume länger als höchſtens eine Stunde auszuhalten mit einem Jemand, den keine Quinten- und Octavengänge ſtörten, der nicht Dur von Moll zu unterſcheiden vermochte und von einem Muſikſtück kecklich behauptete, daß er es nie in ſeinem Leben gehört, während es ihm doch am Tage ja oft eine Stunde vorher vorgeſpielt worden. —

Es war ein Wunder, daß die Angelica ſo muſikaliſch und die ſüßeſte Stimme von der Welt hatte und die gelehrigſte Schülerin des Organiſten von Arbon wurde. Wenn ſie die Arien der Lotti und die Sopranſtimme in den Pſalmen des Marcello, oder Sätze des Stradella oder Haſſe ſang, traten ihrem Lehrmeiſter die Thränen in die Augen über dieſe ſilberhellen, unſchuldigen Töne, und regelrechten geſchickten kleinen Schnörkel und Kirchentriller. »Du mußt eine Sängerin werden,« ſagte er dann, worauf ſie aber immer die Antwort gab: »Der Vater will, daß ich Malerin werden ſoll, und ich möcht's auch!«

Ja — daß ſie in wunderbarer Weiſe zeichnete und

malte, war ihr einziger Fehler nach der Meinung des Organiſten. Wenn ſie bei ihm war, durfte ſie auch vor ſeinen Augen weder Stift noch Farben anrühren. Dagegen verbot er ihr nicht, den Vincenz ein wenig zu unterweiſen, der ſonſt doch bei keinem Lehrer auch nur einen ordentlichen Strich gelernt hätte. — Die Angelica konnte ihn aber zu Allem überreden, für ſie ging er durch Feuer und Waſſer. Da war kein Baum zu hoch, wenn es galt, für ſie eine Frucht herabzuholen, kein Fels zu ſteil, wenn dort eine Blume blühte, nach der ſie Verlangen getragen, kein Graben zu breit, wenn am entgegengeſetzten Ufer ein ſchöner Schmetterling flog, den Angelica bewunderte. — Vincenz war in der That ein wenig verrufen in Arbon wegen ſeines Uebermuthes und ſeiner Wildheit, aber gram konnte ihm deshalb doch Niemand recht ſein. Jeden Unfall wie jeden tollen Streich im Städtchen ſelbſt wie eine Meile im Umkreiſe pflegte man auf den Neffen des Organiſten zu ſchieben, zerbrochene Fenſterſcheiben und ausgeblaſene Eier, umgeworfene Milchtöpfe wie abgedeckte Dächer und ähnliche Dinge — Alles hatte Niemand als „der tolle Vincenz“ gethan. Dabei lachte er noch jedem Scheltenden geradezu in's Geſicht — und wenn man ihm eben nicht bitterböſe wurde, ſo geſchah das, weil der Goldgrund eines guten Herzens ihm aus den Augen blitzte. Wenn man ſich auch kopfſchüttelnd von ihm erzählte, daß er dem reichen Hans die beſten Aepfel geſtohlen, ſo

flüſterte man ſich zugleich in die Ohren, daß er ſie doch nur der armen blinden Liſe in die Kammer getragen; hatte ihm ſein Pathe, der Herr Bürgermeiſter, ein blankes Geldſtück oder einen neuen Wams geſchenkt, ſo beſaß er beides nie länger als höchſtens einen Tag. Erſteres ſchleppte er zum verlaſſenen Gretli hinter der Mauer, damit ſie ſich und ihrem kranken Kinde einen guten Tag mache, und in dem Wams ſtolzirte der Hirtenbub Sonntags einher, der keinen Vater noch Mutter mehr hatte und keinen ſo »guten Oheim« und »ſchenkluſtigen Herrn Pathen«, wie der Vincenz ſelber. Der Organiſt würde noch mehr über ihn geſeufzt haben, wenn er nicht in der Muſik ſo Staunenswerthes leiſtete. Er ſpielte die Orgel mit wunderbarer Geſchicklichkeit, hatte ein Gedächtniß, daß der alte Herr zuweilen erſchrak, und alle Anlagen, ein bewunderungswürdiger Muſiker zu werden. — »Ich werde ſparen, damit er dermal einſt nach Italien pilgern, und in der Peterskirche zu Rom die Meſſen des Allegri und Aſtorga hören kann,« ſagte ſich der Organiſt von Arbon zu tauſend Malen und unterwies den Knaben zeitig in der ſüßen Sprache des gelobten Landes, und das Italieniſche lernte er auch. — Es gab übrigens doch zwei Plätzchen auf der Erde, allwo Vincenz ruhig und ernſt war, nämlich vor dem grünen Hügel neben der Kirche, wo Vater und Mutter ſchliefen, und neben jenem Tiſche, an dem die Angelica zu zeichnen pflegte, wenn ſie ihm Unterricht gab. — Er ſelber that und

lernte dabei nicht viel, er liebte es nur ihr zuzuſehen, wenn ſie die Linien und Striche ſo ſicher zog mit dem Stift in den feinen Fingern, und ſich ſo tief darüber hinneigte, daß ihr die Glut in die Wangen ſtieg und wohl auch eine Locke dem blauen Bande, das ſie zurückhielt, entſchlüpfte und in ihrer goldenen Schwere bis auf das Papier fiel. So große Luſt er bei ſolchem Anblicke verſpüren mochte, ſie abzuſchneiden, wagte er es doch nie. Die Angelica erſchien ihm nämlich hier ſo ganz anders als ſonſt, nicht wie die fröhliche junge Geſpielin, ſondern wie eine ernſte Dame, mit einem ſo ſeltſamen leuchtenden Blick, daß er zuweilen ordentlich ein wenig Furcht vor ihr hatte. Es war nur ſchlimm, daß dies Gefühl aufhörte, ſobald das Mädchen den Stift niederlegte.

In dem Frühling aber, von dem ich jetzt reden will, waren die beiden aber unzertrennlicher denn je, und Vincenz war auch nicht gar ſo toll — ſie wußten, daß ſie für lange Zeit zum letzten Male hier zuſammen ſein durften. Angelica's Vater ſiedelte nämlich nach Como über, um dort für eine kleine Kirche, im Auftrage des Biſchofs von Chur, ein Altarblatt zu malen. Vielleicht ſollte es ſpäter noch weiter gehen — — er träumte von Mailand. — — Angelica ſollte Meiſterwerke ſehen und ſollte lernen. Nicht nur für die Muſiker gab es ein „gelobtes Land“.

Es war der letzte April. Arbon lag im Abendroth. Die wunderlichen Linien der Algauer Gebirge tauchten klar aus dem Blau des Himmels auf, die Vorarlberger Alpen traten mächtig hervor und ein tiefes Glühen färbte das Schneehaupt des Santis. Auf den durchsichtigen Wellen schaukelten leichte Nachen, denn damals durchschnitten noch nicht die Räder der zischenden und lärmenden Dampfschiffe diese grünen Fluten. Wie eine schleierumhüllte Fata Morgana tauchten die Thürme von Constanz in weiter Ferne auf. Am Ufer hatten die Hände des Frühlings frische Teppiche ausgebreitet — und eine Reihe blühender Bäume zog sich bis an die Mauern der Schloßkirche hin, die auf einer kleinen Anhöhe wie auf einem Blumenberge lag, — so üppig bedeckten die goldig schimmernde Potentilla aurea, die blaßblaue Anemone vernatio und der feine Crocus den Boden.

Der Frühling in der Schweiz ist verschwenderischer als in unserm Norden — vielleicht weil er kürzer ist. Es liegt ihm wohl daran, ein recht gutes Andenken zu hinterlassen, deshalb verstreut er seine Blüthen so üppig und ohne Wahl, und vergißt das versteckteste Winkelchen nicht zu beschenken. — Der Epheu an der dreihundertjährigen Capelle trieb überall lange, blaßgrüne Spitzen, die Blattknospen der Ulme am Portal falteten sich schon langsam auseinander. — Das Licht der ewigen Ampel, im Kampfe mit den glühenden Tinten der untergegan-

genen Sonne, brach matt durch die gothiſchen Fenſter. Orgeltöne füllten den geweihten Raum da drinnen. Der alte Organiſt von Arbon pflegte jeden Abend um dieſe Zeit nach dem Ave-Läuten zu ſpielen, das wußte jedes Kind. Gar Mancher ſchlich ſich zu dieſer Stunde in die Kirche, um zu lauſchen und — ging getröſtet heim. — Es war etwas Wunderbares um dies Orgelſpiel, lag das an der Orgel oder an den Fingern des Alten, Niemand konnte es ſagen. Eine alte Frau hatte aber dieſe Uebungen einmal die Engelſingſtunde genannt. — »Der Herr Organiſt läßt die Engeln ſingen,« — und ſeitdem nannte Jeder ſie ſo. — Seit die Angelica zum Beſuche da war, hatten ſich die Zuhörer gemehrt, denn eine ſüßere Stimme als ſie konnte ſelbſt kein Engel haben. — Und der Vincenz pflegte ſie beim Singen auf der Orgel zu begleiten, ſo ernſt und ruhig, als ob er ein ganz Anderer. Wenn der Organiſt die Beiden ſo beiſammen ſah vor der Orgel, oder auch daheim vor dem Spinett, wie das blonde, ſchlanke Mädchen mit dem feinen Geſicht und den geſenkten Augen neben ihm ſtand, die Hand auf ſeine Schulter gelegt — — — »anders kann ich nicht ſingen und der Vincenz nicht ordentlich ſpielen,« erklärte ſie, da träumte ſeine Seele anmuthige Träume. — Wie auf eine einzige Medaille geprägt erſchienen ihm dieſe Köpfe mit ihren verſchiedenen und doch ſo ſchönen Profillinien, die des Knaben ſo kühn geſchnitten, mit dem funkelnden Auge und der

leicht aufgeworfenen Lippe, — die des Mädchens an die Madonna des Saſſoferrato erinnernd — man durfte ſie wirklich nicht trennen. — „Sie ſind zum Glück geſchaffen!“ ſagte er ſich. — Eine gemeinſame Zukunft voll Licht und Frieden, Sang und Klang — tauchte vor ſeinem Geiſte auf; wie friſcher Veilchenduft zog es daher bei dieſen Bildern eines Glückes, wie es ihm ſelber verſagt worden war.

Das Ritornell der wunderbaren Siciliana des Pergoleſe in C-Moll war verhallt. — Vincenz erhob ſich und Angelica wandte ſich mit einem fragenden Blick zu ihrem Lehrer. — »Ich bleibe dabei,« ſagte der Alte, »Du kannſt das noch nicht ſingen, — es hat keinen Sinn, wenn Du das »ogni pena« ſingſt. Ein Kind wie Du weiß noch Nichts von Leiden und Schmerzen und ſchreit noch nicht nach einem »Strahl von Hoffnung« — und verzweifelt nicht, daß er ausbleibt. Das

»Ma ohi me' cade consolo
Non c'è luogo, non c'è via.
Non c'è modo di sperar — —«

muß ganz anders klingen. Wenn Du deinem alten Lehrmeiſter eine Beruhigung gewähren willſt, ſo verſprich ihm, nicht eher dieſe Siciliana wieder zu ſingen, als in zwanzig Jahren etwa. Ich kann's nun einmal nicht vertragen, wenn man Alles ſingen will, blos weil man die Stimme dazu hat und die Nötchen hübſch treffen kann, mich kränkt's immer in die Seele derer hinein, die

Solches doch mit ihrem Herzblut geſchrieben haben. — Du haſt mich noch geſtern gefragt, was denn die Leute damit ſagen wollten, wenn ſie der wunderthätigen Maria dort ein Wachsherz opferten, und haſt mich recht ungläubig angeſchaut, als ich Dir antwortete: weil die Himmelskönigin kranke und ſchwerverwundete Herzen zu heilen weiß, daß ſie ihr Leid vergeſſen. — Nun, wenn Du einmal um ſolch' Vergeſſen bitten möchteſt, dann kannſt Du auch getroſt die Siciliana ſingen. — Lieber iſt mir's freilich, Du lernſt ſie nie — oder ich hör's wenigſtens nicht. — Und nun kommt, wir wollen nach Hauſe gehen, — ich ſtecke in einem Fugenſatze, der muß noch fertig werden vor Morgen.«

Sie trafen zuſammen in's Freie. Ob nun in Folge dieſer Ermahnung oder aus Scheu, den leiſe vor ſich hinſummenden Lehrmeiſter zu ſtören, es ging gegen alle Gewohnheit auf dem Heimwege ſehr einſylbig zu. Sonſt war es ein Geplauder, ein Necken und Lachen, das der Alte oft mit dem Zwitſchern junger Vögel verglich, heut flüſterte man nur dann und wann ein Wörtchen zuſammen, oder warf ſich einen bedeutungsvollen Blick zu. Auch von den üblichen Grüßen vor den Hausthüren wurde gar mancher überſehen, und mancher von Kinderhand überreichte Strauß nur mit einem zerſtreuten Kopfnicken angenommen. In dem Häuschen des Schäfers Thomas brannte ſchon Licht. Vincenz warf einen kleinen Stein an das Fenſter — — der graue Kopf

erſchien — ein Lächeln flog über die verwitterten Züge — er nickte bedeutungsvoll und verſchwand wieder. — Das Abendbrod wurde ziemlich haſtig und ſchweigſam verzehrt — dann ſtellte Angelica die kleine Lampe auf den Arbeitstiſch des Organiſten. Er war auch bald ſo in muſikaliſche Meditationen verſunken, daß er ſeine beiden Pflegebefohlenen ſich ſelber überließ. — — Sie hatten ſich an das Fenſter zurückgezogen, das nach dem Gärtchen herausging. Es war geöffnet, der ſüßeſte Duft der Erde, Frühlingsduft, jenes unerklärliche, unnachahmliche Gemiſch wunderbarer Ingredienzien, drang herein. Der Mond war aufgegangen und warf ſeinen ſilbernen Schleier über die beiden jungen Geſtalten. Angelica's zarte Wangen und blaue Augen erſchienen unter ihm noch einmal ſo reizend. In ihren Zügen lag ein Ausdruck ſchwärmeriſcher Sehnſucht, während der Blick des Knaben kühner und zuverſichtlicher erſchien als je.

„Es iſt erſt neun Uhr, Angelica,“ ſagte er, „wir müſſen noch zwei und eine halbe Stunde warten, ehe Thomas hier am Gartenpförtchen ſteht.“

„Nicht wahr, Vincenz, Du glaubſt auch, daß wir es wirklich und ordentlich ſehen werden, das Schloß — — denn ſiehe, ſonſt müſſen wir ja noch ein ganzes Jahr warten bis zur nächſten erſten Mainacht, — und wer weiß, ob ich dann kommen kann, und nicht dem Vater fleißig malen helfen muß in Como oder gar in Mailand, wohin er ſo gern gehen will.“

»Sei nur unbeſorgt — wir werden in jedes Fenſter hineinſehen können, — denn Du weißt — ſie ſind alle erleuchtet wie zu einem großen Feſte, und ich habe mir vorgenommen, ganz beſonders ſcharf in das Erkerfenſter hineinzugucken, da hat der Thomas immer die ſchöne Helena ſtehen ſehen — und um die iſt's mir hauptſächlich zu thun. Aber ärgerlich iſt's doch, daß wir nur einen Wunſch aufſchreiben dürfen, den uns der Thomas ins Waſſer wirft!«

»Ich bin zufrieden, denn ich habe nur Einen, Vincenz.«

»Wirſt Du ihn mir auch ſagen?«

»Warum nicht! — Ich wünſche mir berühmt, aber recht ſehr berühmt zu werden, daß ſich der Vater über mich freut.«

»Iſt das Alles?«

»Ja — weiter brauche ich nichts.«

»Nun, ich wünſche, daß mir eine ſo ſchöne Frau begegne wie die Helena — weiter will ich auch nichts.«

Angelica ſchlug faſt erſchrocken die Hände zuſammen.

»Aber, Vincenz, was hat denn der Conradin von der Helena gehabt — ſie hat ihn doch nur in den Tod getrieben! — — Haſt Du das vergeſſen?«

»Ach, wer denkt denn gleich daran! das kommt aber davon, wenn man nur ſo wenig wünſchen darf! Ich hätte mir freilich ſonſt ein Schloß und ein

Schatzkäſtlein, das nie leer würde und eine ſo wunderſchöne Frau gewünſcht, daß Jeder vor Liebe toll würde, der ſie nur anſähe. — Da habe ich denn das Eine gewählt und das iſt doch am Ende das Beſte! Sie könnte auch Dir ähnlich ſehen, Angelica, nur größer und hübſcher angezogen müßte ſie ſein, — deine engen und kurzen Kleider gefallen mir wirklich nicht. Wenn Du groß biſt, mußt Du Schleppen tragen von blauem Sammt wie die Helena. — Du haſt doch deinen Wunſch recht leſerlich auf einen Zettel geſchrieben? Sieh, hier iſt meiner. Ein Blinder kann den Namen Helena leſen! Gibt es wohl einen ſchönern Namen in der Welt?!«

»Geh hinauf in deine Kammer, Angelica,« ſagte jetzt der Organiſt, von ſeinem Notenpapier aufſehend, »und Du, Vincenz, räume mein Arbeitszeug zuſammen — ich will auch zu Bett gehen.«

Das junge Mädchen näherte ſich leichten Schrittes und bot dem Organiſten die Wange zur guten Nacht. Wenn er nicht noch ſeine Arbeit im Sinne gehabt, ſo würde er bemerkt haben, daß die ehe weiche Wange ungewöhnlich heiß — und daß die kleine Hand, die ſich in die ſeine legte, zitterte.

Angelica war ja im Begriff, den erſten Betrug auszuüben in ihrem Leben. Sie wollte Nachts mit ihrem Spielgefährten aus dem Hauſe ſchleichen, um mit ihm und dem alten Schäfer am See die Mitternachtsſtunde und — das Schloß Conradins zu erwarten. Thomas hatte ihnen verboten, einem Dritten ihren Plan mitzu-

theilen, und nur dann das Erſcheinen des Schloſſes und die Möglichkeit der Erfüllung ihrer Wünſche verheißen, wenn ſie das tiefſte Schweigen beobachten. — Und um die Erfüllung dieſes ihres Herzenswunſches war es ihr ja vor Allem zu thun — tauſendmal mehr als um den verheißenen Anblick des Zaubers. — Berühmt zu werden — dem Vater zur Freude, — ihm helfen zu können, ſein Leben zu erhalten, zu erleichtern, war die glühendſte Sehnſucht ihres Herzens. — Mit allen Faſern hing dieſes Herz an ihm. Vater und Lehrer war er ihr, Freund und Geſpiele, Vertrauter und irdiſche Gottheit. — Für ihn Opfer zu bringen, wäre ihr eine Seligkeit geweſen, — und eine Trennung von ihm machte ſie allezeit krank. Sie kam nie mit rothen Wangen von Arbon zurück, und ſo lieb ſie auch den Vetter ihrer Mutter hatte, ſowie ihren wilden Spielgenoſſen, ſo zärtlich ſie an der Mutter ſelbſt hing, war doch das Scheiden vom Vater allezeit ein ſo ſchweres, thränenreiches, daß beide Eltern endlich beſchloſſen, denſelben nicht mehr von ihr zu verlangen. Angelica ſollte fortan nur in Begleitung des Vaters alljährlich einen kurzen Beſuch in Arbon abſtatten, und ihre jetzige Anweſenheit dort die letzte längere ſein. In der Ueberſiedlung der Familie nach Como lag ja Grund genug, Arbon weniger als ſonſt aufzuſuchen.

Mit einem ſchweren Seufzer hatte Angelica ſich von dem »guten Oheim«, wie ſie ihn zu nennen pflegte,

losgeriſſen und ihr Kämmerchen aufgeſucht. Dort ſetzte ſie ſich, in ein Tuch gehüllt, in einen Winkel, nahe dem Fenſter, mit fieberhafter Spannung auf jedes Geräuſch lauſchend, das des Schäfers Nahen verkünden ſollte. — Aber vom Thurme der Schloßkapelle ſchlug es erſt zehn Uhr. Der Mond umhüllte ſich — — ein leiſer Wind ſtand auf und ſang ſein traurig-eintöniges Lied. — Dazwiſchen wurde der Schrei eines Vogels laut und von fern das Rauſchen des See's. — Die kleine Mädchenhand faßte den Wunſchzettel, der in der Taſche des Kleides verborgen war, feſt und feſter. Der Kopf ſank gegen die Lehne des Seſſels. — Allerlei wunderbare Gedanken und Bilder ſtiegen auf. Sie ſah ihre Staffelei neben der des Vaters ſtehen: — — — »Angelica, hilf mir,« hörte ſie die geliebteſte Stimme der Erde ſagen. »Wenn wir dieſe heilige Cäcilia vollendet, pilgern wir nach Rom — — und das glühendſte Verlangen meines Herzens erfüllt ſich — dort zu wandeln, wo Raphael athmete, und in der Kirche zu beten, die ein Michel Angelo baute. Hilf mir den Ton finden für den Nacken der Heiligen, und das Licht für ihre Augen!« — — Und ſie miſchte die Farben mit zitternden Händen und glühenden Wangen — — und ſetzte den Pinſel an — und die Augen der Heiligen leuchteten und lebten. — Das Antlitz des Vaters erhellte ſich — — — »wir gehen nach Rom — und Dir danke ich's, mein Kind,« murmelte er, und ſie fühlte ſeine Lippen auf ihrer Stirn.

— Da mitten in dieſem ſüßen Empfinden iſt es als ob die Stimme des alten Schäfers ihren Namen nennt. — — Sie rafft ſich auf: »Für den Vater!« — — flüſtert ſie — »ich will berühmt werden — — wir pilgern nach Rom!« — — Leiſe ſchlüpft ſie die Treppe hinab durch Haus und Garten — — der Alte und Vincenz warten ſchon. — — Schweigend läßt ſie ſich fortziehen — — fröſtelnd hüllt ſie ſich feſter in ihre Umhüllung. — Vorbei an den Blumen und blühenden Bäumen — den Hügel bis an den rieſigen Nußbaum mit der Moosbank darunter, ſo dicht am See, daß die heranſchwellende Flut ihre Füße netzen konnte. — Jetzt bricht der Mond wieder hervor, klar und kalt iſt ſein Licht — — die Berge ſehen geſpenſtig aus, ſo uralt, ſo müde — die grünen Fluten todeskühl. — — Wie bleich und finſter ſcheint ihr das gefurchte Geſicht ihres alten Führers, — wie fremd und ernſt ſelbſt Vincenz. »Es fehlen noch kaum zehn Athemzüge bis Mitternacht,« ſagte endlich Thomas — — »und darf keiner von uns mit ſeinen Augen die Waſſerfläche verlaſſen, noch einen Laut thun, bis Alles vorüber —— und wer das Schloß ſieht, der werfe ſeinen Zettel mit einem »Gott befohlen« getroſt in's Waſſer.«

Und nun tiefe Stille — — die Uhr der Schloßkapelle ſchlug ſchrillernd zwölfmal. — Ein Schauer erſchütterte den Körper des Mädchens. Starr hingen die blauen Augen an den Fluten. — — Da regte ſich's

seltsam — unruhige Wellen erhoben sich, schwollen auf, wogten heran — — ein wunderbares Rauschen und Stöhnen wurde laut. Die Farbe des Wassers wurde immer durchsichtiger — wie flüssiges Silber schwamm das Mondlicht auf dem See. — Aber ein anderes Licht, goldiger, wärmer als der Mondenschein, zuckte jetzt empor, noch halb verhüllt von dem grünen Wasserschleier — ein ungeheures Etwas hob sich langsam: seltsam geformte Zinnen und Thürme ragten aus dem Wasser hervor, stiegen höher und höher, erleuchtete Bogenfenster blitzten: das Schloß des jungen Conradin stieg auf in seiner alten Pracht. — — Die Zugbrücke legte sich auf's Land — das Schloßthor stand weit geöffnet — in dem ungeheuren Hofe wimmelte es von Knappen und Reisigen, die, um ein hellaufflackerndes Feuer lagernd, den Becher kreisen ließen. — — Aber Angelica's Blicke flogen vorbei an all' diesen Gestalten — um staunend sich in die geöffneten Fenster der Säle zu versenken, aus denen ein Lichtmeer strömte. — Himmel, wie wogte es dort durch einander von schönen und blendenden Gestalten — wie süß war die Musik, die diese Räume durchzog. — Stolze Ritter in prächtigen Kleidern wandelten auf und nieder neben den blendendsten Frauen. — Ja, Vincenz hatte Recht, solch ein schleppendes Sammtgewand war doch ein ganz anderer Anblick als solch' kurzes, enges Wollkleidchen. — Auch schimmernder Atlas floß an den herrlichen Gestalten nieder und edle

Steine blitzten an Hals und Nacken der üppigen Trägerin oder leuchteten Sternen gleich aus dunklem Haar. — — Und dieſer königliche Mann mit dem edlen Antlitz, der ſo frei und ſicher einherſchritt und für Jeden einen Scherz auf den Lippen hatte oder eine kluge Rede, deſſen Augen ſo ſtolz blickten, als ſei er der Höchſte auf Erden — — das war gewiß der Fürſt von Tarent, der edle Manfred — — deſſen reiches Leben unter den Hufen der feindlichen Roſſe verhauchte. — — Und an ſeinem Arm, dieſe ſchwermüthig blickende bleiche Frau in purpurnem Sammet war Conſtanze, ſeine Tochter aus der kurzen glücklichen Ehe mit Beatrix von Savoyen, — es war die Braut Peters von Aragonien, der dazu beſtimmt ſein ſollte, den Tod Conradins zu rächen. Ein junger Ritter flüſterte eben einem andern zu, daß wohl die heimliche Liebe zu dem jungen Conradin die ſchöne Braut ſo bleich gemacht. Und das mochte wohl Friedrich von Baden ſein, jener ſchlanke, ſchöne Jüngling, der an ihrer linken Seite ging, mit zärtlichem Blick ſich zu ihr herabbeugend. — Warum hatte Conradin ſie nie ſo angeſchaut? — Aber wo war er — der edle Hohenſtaufe? — — Angelica's Augen ſuchten ihn lange vergebens. — — Da endlich auf dem epheuumſponnenen Altan wehte es wie ein weißer Schleier. — — Ein wunderbar verlockendes Weib hatte den Arm auf die Baluſtrade geſtützt, den Kopf in die weiße Hand geneigt und ſah herüber zu dem blonden Knaben,

der, nachläſſig auf der Brüſtung ſitzend, die Laute im Arm, in dem kurzen grünen Sammtkleide mit geſchlitzten Aermeln einem jener anmuthigen Pagen glich, wie ſie Angelica oft auf den Bildern ihres Vaters geſehen. — Er lächelte — es war ein entzücktes ſeliges Lächeln: — dann ſang er mit einer weichen bebenden Stimme halblaut den Vers:

»Was hülfe mir die Sommerzeit
Und dieſe lichten langen Tage,
Nur eine Frau mir Troſt verleiht,
Von der ich großen Kummer trage:
Will ſie mir geben hohen Muth,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.«

Angelica hatte dieſen Vers ſo oft vom alten Schäfer gehört. — — Und die wunderbare Frau verſuchte eine dunkelrothe Roſe aus den blonden Locken zu löſen. Aber es war eine Perlenſchnur da, die ſie feſthielt, und die ſchönen Hände wurden ungeduldig und riſſen die Schnur entzwei, daß die koſtbaren Perlen umherflogen wie Regentropfen. Das grüne Sammetkleid Conradins war damit beſtreut und die dunkelrothe Roſe fiel mitten hinein. — »Blut und Thränen!« rief er plötzlich und wurde bleich. — Sie aber lachte hell auf, erhob ſich und ſagte: »Ihr bleibt ein Kind! Kommt, laßt uns in den Saal gehen und tanzen.« — Und ſie wandelte langſam an ihm vorüber wie eine Königin in ihrem weißen Atlaskleide — und legte im Vorbeigehen

flüchtig ihre Hand auf ſeine Locken. — —. Und das war die ſchöne Helena, die junge Frau des Fürſten von Tarent. — Aber Conradin folgte ihr nicht — — er blieb einſam auf dem Altan und hatte die rothe Roſe an ſeiner Bruſt befeſtigt und ſah mit großen braunen Augen träumeriſch in's Weite — — über die grüne ſtille Waſſerfläche hinweg — — und plötzlich mitten in Angelica's Augen hinein. — Da in dieſem ſüßen Schrecken, der ſie durchfuhr, dachte ſie zuerſt wieder an ihren Wunſchzettel, den ſie in der feſtzuſammengeballten Hand fühlte. Sie wollte ihn in's Waſſer werfen — aber ſeltſamer Weiſe öffnete ſich ihre Hand nicht. — Todesangſt durchrieſelte ſie. — Der Athem ſtockte — wild ſchlug ihr das Herz. — Da ſtreckte ſie die widerſpenſtige Hand aus und rief verzweifelt: »Vincenz, hilf mir!« — Wie ein Blitz traf ſie ein Zornblick des alten Schäfers, ſie ſank von der Moosbank entſetzt in die Knie. — — — Ein grelles Licht von der See her blendete ihre Augen: »Helft, alle Heiligen, helft,« hörte ſie die angſtvolle Stimme des Vincenz — — »die ſchöne Helena hat das Schloß in Brand geſteckt — — und ich muß mit verbrennen, weil ich ſie mir gewünſcht habe! Angelica, rette mich!« — — Mit einem Schreckensſchrei fuhr ſie empor. — — Sie ſchlug die Augen auf. — — Das Morgenlicht drang ins Fenſter. Fröſtelnd mit erſtarrten Gliedern fand ſie ſich, feſt in ihr Tuch gehüllt, am Boden liegen, den Wunſchzettel noch

in der feſtgeſchloſſenen Hand. — Der erſte Mai begrüßte die Erde. —

Es war ein Glück, daß Angelica zwei Tage nach dieſem verſchlafenen Rendezvous von ihrer Mutter abgeholt wurde, um dem bereits nach Como überſiedelten Vater zu folgen — ſie hätte ſich ſonſt nicht zu retten gewußt vor den Neckereien ihres Spielgefährten. Vincenz behauptete, mehrmals ganz tüchtige Steine an ihr Fenſterchen geworfen und dabei ihren Namen ganz laut gerufen zu haben, und erſt im letzten Augenblicke mit dem Schäfer davongelaufen zu ſein. »Mit dem zwölften Glockenſchlage waren wir am Nußbaum,« verſicherte er. »Den Wunſchzettel habe ich ſofort in's Waſſer geworfen.«

»Nun — haſt Du das Schloß geſehen?« forſchte das Mädchen.

»Freilich! wie kannſt Du zweifeln? Nicht ganz ſo deutlich, als der alte Thomas es beſchrieben hat, war's — — aber es war doch zu erkennen! — — Leider feierten ſie diesmal kein Feſt — es war ſehr dunkel — und von der ſchönen Helena ſah ich kein Zipfelchen, und das that mir am meiſten leid. — — Uebrigens hatte ich deinen Wunſch doch dem alten Thomas geſagt, obgleich Du's nicht verdienteſt, verſchlafene Kleine, und der hat ihm den Conradin auf irgend eine Weiſe zu verſtehen gegeben, ſei alſo unbeſorgt: — Du wirſt eine

berühmte Frau und ich ein ganz über alle Maßen glücklicher Mann. So werden wir denn die Maria im blauen Mantel nicht mit unſern Bitten ſo quälen, denke ich, wie die andern Leute. — — Aber wenn ich einmal traurig wäre, Angelica, und lebte ich auch tauſend Meilen weit von ihr, da pilgerte ich doch hierher in dieſe kleine Kirche und bäte ſie allein mir zu helfen. Thäteſt Du das auch?« —

»Gewiß, Vincenz! Und wenn ich einmal, wie der Oheim ſagt, ſo viel Leid erlebt hätte, daß ich die Siciliana ſingen könnte, — —ich ſänge ſie nirgends anders als da oben an unſerer lieben Orgel.« — —

»Pflege deine Stimme, daß Du eine gute Sängerin werdeſt,« ſagte der Organiſt beim Abſchiede, »und laß ſie mich bald wieder hören.«

»Auf Wiederſehen in meinem Schloß, wenn Du eine berühmte Frau geworden biſt und ich mir meine Helena geholt habe,« flüſterte Vincenz mit einem nicht ganz gelungenen Verſuch, übermäßig gleichgiltig zu erſcheinen, beim Weggehen ſeiner Spielgenoſſin. Auch der alte Schäfer hatte ſich eingefunden und legte ſeine Hand mit einem frommen Spruch auf den blonden Scheitel ſeines Lieblings. Er gab ihr noch einen großen Strauß Frühlingsblumen mit in den Kahn, der ſie nach Conſtanz bringen ſollte. — — Lange noch ſtanden die Drei am Ufer — — lange winkte noch die kleine Hand mit dem Strauß — — wehten weiße Tücher grüßend herüber

und hinüber — — aber allmälig wurde der Punct dunkler auf den grünen Fluten, der Nachen verſchwand, der für die Zurückbleibenden ſo Theures dahintrug — — — und nur Einer war unter ihnen, der hoffnungsfriſch und ſorglos dachte: »Ich werde ſie bald wieder ſehen.« —

Kaum ſechs Jahre nach dieſem Scheiden gab der Organiſt von Arbon den Engeln im Himmel Singſtunde, die kleine Kirche war ſtill und dunkel nach dem Ave-Läuten — — und der grüne Hügel, der ſeine Hülle deckte, war der nächſte an der Ruheſtätte des alten Schäfers.

Viele Jahre waren ſeitdem vergangen, Angelica Kaufmann war eine berühmte Frau geworden, auch ohne daß der kleine Wunſchzettel in's Waſſer gefallen. Man nannte ſie Deutſchlands größte Malerin, und ihr Vater ſonnte ſich in dem Glanze ihres Namens. — — Und nur kurze Zeit hatte ſie dieſen Namen vertauſcht gegen einen andern; ihre unſelige Ehe, von wenigen Wochen, mit jenem eleganten Betrüger, dem ſchönen Kammerdiener eines ſchwediſchen Grafen, der ſich das reinſte, edelſte Herz zu erringen gewußt, — war gelöſt, und für ungiltig erklärt worden: — Frau von Horn nannte ſich wieder Angelica Kaufmann. — — Aber das Herz des Weibes vergißt ſein Liebesleid nicht, wie man Schmerzen des Körpers vergißt. — Angelica's Herz war in

seinen feinsten Empfindungen verletzt und blutete unaufhörlich. — — Die Luft Englands, wo sie die seligsten und schwersten Stunden ihres Lebens durchkämpfte, bedrückte ihre Brust. — — Aus Liebe zu ihrem Vater hielt sie sich aufrecht — — lebte einige Zeit in Irland, suchte Zerstreuung in angestrengter Arbeit, bis auch er zu kränkeln anfing und sie bat, ihn nach Italien zu begleiten. — — Ach, sie selbst sehnte sich dahin, es zog sie mit Allgewalt in das Land des ewig blauen Himmels, aber sie trat ihre Pilgerfahrt mit krankem Herzen und gebeugter Seele an, — — sie fühlte ihre Schwingen gebrochen. — — Aber sie reisten — und ein liebenswürdiger Kunstgenosse, der Maler Zucchi, begleitete Vater und Tochter, — — angeblich, um den Ersteren zu pflegen ——im Grunde aber, um der Längst- und Heimlichgeliebten nahe zu sein. Man nahm den Weg, auf den Wunsch Angelica's, durch die Schweiz. —

Und es war wieder der letzte April und ein Frühlingstag voll Weichheit, Duft und Glanz. — Wieder wie vor so langen Jahren schimmerten die Fenster der kleinen Schloßkapelle zu Arbon im Abendroth. Aber Engelsingstunde wurde nicht gehalten wie damals, — die Kirche war leer und voll süßer Dämmerung. Nur das Krönlein der Maria funkelte geheimnißvoll vom Altare herüber — und der wunderthätige Mantel trug noch sein tiefes Blau. — Niemand sah die schlanke, bleiche Frau in schwarzer Kleidung, die jetzt vor der Himmels-

königin niederkniete, ein kleines, goldenes Herz an einer Haarſchnur vom Halſe löste und es zu Füßen der Gebenedeiten befeſtigte, mitten unter jene unzähligen Herzen, die dort hingen. — Was ſie dabei gebetet — — wer konnte es ſagen — — aber ſie ſtand wohlgetröſtet auf, denn ihr Geſicht ſah nicht mehr ſo krank und müde aus, wie vordem, ein ſanftes Licht war in ihren Augen und ſie athmete tief auf, wie von einer ſchweren Bürde befreit. — — Dann ſtieg ſie mit leiſen Schritten die wohlbekannte dunkle Treppe hinauf, die zum Orgelchor führte. Eine Männergeſtalt in der dunklen Tracht der Mönche aus dem Hoſpitz von St. Bernhard ſaß eben an der Orgel und legte eben die Hände auf die Taſten, die Tonwellen ſtiegen auf und ſchwollen an — wie ein Strom brauſte es heran — die Harmonien löſten ſich in das wunderbare Ritornell der Siciliana des Pergoleſe. — — Da ſank eine feine, weiße Frauenhand auf die Schulter des Spielenden — — eine Hand, durchſichtig und zart, wie ſie »Nachts auf kranken Herzen« liegt — und eine verſchleierte, aber dennoch unendlich ſüße Stimme ſetzte das traurig leidenſchaftliche:

»Ogni pena più spietata«

ein. —

Ein klein wenig nur war der Mönch bei der Berührung zuſammengezuckt, — nur flüchtig hatte er den Kopf gewendet, einen einzigen Blick hatten ſie gewechſelt, dieſer Mann und dieſe Frau — — ſie reichten ſich

zur erſten Begrüßung die Hände, als die letzten Worte verhallt waren. — — Traurig und tief verſenkten ſich ihre Augen in einander — — dann ſagte die Sängerin leiſe: »Ich glaube, jetzt kann ich dies troſtloſe Lied ſingen — — aber es iſt doch gut, daß es Niemand gehört als Du, Vincenz! — Sieh, ich kam hierher — — als ich es gelernt, wie ich Dir einſt verſprach.« —

»Arme Angelica,« antwortete er, »ich weiß Alles — — eine berühmte Frau kann keine Geheimniſſe haben. — — Ich kenne dein reiches und doch gebrochenes Leben. — — Heute Nacht könnteſt Du einen neuen Wunſch in den See werfen. Du denkſt doch noch an das Schloß Conradins?« — — Ein ſanftes Lächeln glitt über ihr edles Geſicht, ein Lächeln der Erinnerung an eine frohe, ſorgloſe Jugendzeit, und ließ es für einen Moment wieder jung und glücklich erſcheinen. — Dann ſchüttelte ſie den Kopf. »Ich denke wohl daran, Vincenz, — aber ich muß noch dieſen Abend weiter — dem kränkelnden Vater zu folgen, den ich mit dem Maler Zucchi, unſerm treuen Freunde, vorausreiſen ließ. Wir gehen nach Venedig. Ich aber mußte hier in Arbon das Grab unſeres Lehrers beſuchen und vor der wunderthätigen Maria beten. — Ich verſtehe es jetzt, was die Leute von ihr erflehten. — — Aber daß ich Dich hier finden würde, und ſo finden, wie konnte ich's träumen?! Haſt Du ſo früh ſchon den Frieden gefunden, glücklicher Vincenz — und iſt auch dein Wunſch und Traum wirk-

lich nur Wunſch und Traum geblieben?« — Sein Geſicht, das an die Köpfe der Märtyrer, Heiligen, des Ribera und Murillo erinnerte, leuchtete vor Erregung. Die krankhafte Bläſſe machte einer fieberhaften Röthe Platz. Wie ſchön war er geworden! — — — »Alles erfüllte ſich,« rief er mit fliegendem Athem, »nur daß die gefundene, wirkliche, lebendige Helena ſchöner war als jene, die wir im Traum und in den Erzählungen des alten Schäfers zu ſehen meinten. — — O, ihre Augen allein hatten die Macht, eine Welt in Flammen zu ſetzen — wie es ihre Namensſchweſter, die Trojanerin, gethan. — Setze Dich zu mir, Angelica, Dir will ich Alles erzählen — — zum erſten und zum letzten Male will ich von dieſer meiner Liebe reden. — — Sieh, ich bin ſeit vier Monaten hier in Arbon — — ſeit zwei Jahren lebt dein ehemaliger Spielgenoſſe als dienender Bruder im Hoſpiz des St. Bernhard. — Sie haben mich zur Erholung hierhergeſchickt, und ſagen, meine Bruſt ſei krank. — — Ich warte mit Sehnſucht auf meine Geneſung — — o, mich zieht ein unendliches Heimweh hinauf in meine Todeseinſamkeit, hinauf in die ſtille Schmerzensregion — es kühlt ſo wunderbar das ewige Eis da oben.

»Ich glaube, ich ſchrieb Dir damals vor meiner Abreiſe noch einmal, wohin der Oheim mich ſchickte mit Empfehlungen an den gelehrten Franciscaner Pater Galegari, Magiſter Muſices am Dome von S. Marcus. —

— Ich wurde ſein Schüler und lernte mit Feuereifer. Die fremde Sprache wurde mir leicht, die Studien beim Oheim in Arbon hatten mich vorbereitet. — Aber ich lebte in Venedig, Angelica, weißt Du, was das ſagen will? In der Stadt der Märchen athmete ich — am Tage in Tönen, in der Nacht auf geheimnißvoll rauſchenden Wellen — unter einem tiefblauen Sternenhimmel, auf den Kiſſen einer Gondel — an erleuchteten Paläſten vorübergleitend — oder inmitten einer fremden Menge auf erleuchteten Plätzen auf- und niederwandelnd, fremd und wie im Traum. — Die ſchönſten Frauen ſtreiften an mir vorüber — Augen trafen mich, deren Blick mich durchſchauerte. Venedig erſchien mir wie das Schloß Conradins, ſchwimmend auf den Wogen, erleuchtet, blumendurchduftet und voll wundervoller Frauen und ſtolzer Cavaliere. — — Und doch konnte ich das berauſchende Treiben vergeſſen in der kleinen Zelle meines ernſten Lehrers — vor ſeinem Spinett, — oder neben ihm an der Orgel in der Kirche von S. Marcus. Da ſollte mich endlich ein anderes Licht treffen, leuchtender, klarer als jenes, andere Wellen mich tragen, goldiger und mächtiger denn die Wellen des Canal Grande und die Wogen der Adria. — Eines Tages hatte der Pater Calegari die Orgel herrlicher denn je geſpielt. Es waren Sätze von Aſtorga und Leo, eine lautloſe Menge füllte den ungeheuren Raum des Domes. — — Als wir hinabgingen, zitterte ich noch

an allen Gliedern, ſo mächtig hatte mich das Spiel meines Lehrers erregt. — — Am Ausgange ſtand eine verſchleierte Frauengeſtalt. Ein Diener hinter ihr. — Mondſchein füllte die kleine Vorhalle, wo wir uns trafen. — »Ich mußte warten, um Euch zu danken, Pater Calegari,« ſagte eine ſüße Stimme, und eine Hand ſtreckte ſich nach der Hand des Paters aus; »Ihr habt mein ſündiges Herz erſchüttert.« — Und den Schleier zurückſchlagend, neigte ſich das zauberhafteſte Frauenantlitz über die runzelvolle Hand Calegari's und die friſcheſten Lippen der Welt küßten ſie ſo andachtsvoll, als ob ſie die Finger eines Heiligen berührten. — Der Pater ließ ſie gewähren — lächelte ihr zu, machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn und ging ſchweigend weiter. Ich aber blieb noch ſtehen — — wie lange weiß ich nicht — und da trafen ſich ihre Augen und die meinen. — — — Ach, Angelica — — vermagſt Du mir zu erklären, was es iſt, das ſo von Auge zu Auge fliegt — — wie jenes Etwas heißt, das zwei Augen für uns zu alleinſeligmachenden werden läßt — zwei Augen in der ganzen weiten Welt — — während tauſendmal ſchönere, leuchtendere den Weg zu unſerer Seele nimmer finden? — — Sie ließ den Schleier ſehr langſam niederfallen und wandte ſich mit ſtolzer Grazie zum Gehen. — Ich folgte ihr — bis an die Piazzetta, wo ſie in ihre Gondel ſtieg. — In dieſer Nacht verließ ich meine kleine Kammer nicht wie ſonſt, um draußen

umherzuſtreifen, aber das Fenſter riß ich auf, daß die laue Nachtluft hereinſtrömte, und mit ihr der ferne verlorene Klang einer Mandoline — dann und wann die abgeriſſene Strophe eines Liedes, wie ſie die Gondolieri ſingen. — — Und die edle Kuppel von S. Marcus ragte über dem Gewirre von Häuſern hervor, vom Mondlicht verſilbert, wie ihre Geſtalt aus dem Chaos meiner Gedanken. Ich ſtarrte darauf hin — bis mir der Kopf auf die Arme ſank und ich einſchlief. — Aus wilden, verworrenen Träumen weckte mich der kühle Morgenwind.

»Meine contrapunctiſtiſchen Arbeiten, die mir ſonſt ſo leicht wurden, wollten mir an dieſem folgenden Tage nicht mehr glücken — — ich brachte ſie erſt gegen Abend meinem Lehrmeiſter, und zum erſten Mal mit einiger Sorge. — Er empfing mich aber gütig wie immer — — und ſah ſie durch. — Nach einer Weile blickte er aber auf und ſagte: »Mein Sohn, ich habe Euch der Marcheſana Helena Strozzi als Muſiklehrer empfohlen. Ich werde Euch heut' bei ihr einführen. Sie hat Talent und — Capricen — ſie möchte die Orgel ſpielen lernen — ich habe ihr aber den Rath gegeben, zuerſt das Spinett tüchtig zu üben. Dieſe Beſchäftigung wird ihr helfen, den jungen Palſi zu vergeſſen, der nach Rom zurückgehen mußte und einen Theil ihres leicht erregbaren Herzens mitnahm, wie man ſagt. — Laßt ſie Sätze des Lotti und Stradella ſpielen, ſo wie

des Sparlatti und Marcello. Ich denke, sie wird bei solcher Vorbereitung die Lust zur Orgel verlieren. Ihre Hände gehören nicht auf das Instrument der heiligen Cäcilia, — sie sind dazu geschaffen, Blumen zu berühren und mit weltlichen Dingen zu tändeln, diese kleinen, weichen Finger! — — Benehmt euch ernst und geschickt, und fürchtet Euch nicht vor dem finstern Gesicht des Marchese, ihres Gemahls, er ist der mildeste und gütigste Herr der Welt.«

»Du erräthst das Uebrige, Angelica, — — — Helena Strozzi war jene Frau im Schleier im Dome von S. Marcus, und ich wurde ihr Lehrer. — — — In der Gallerie Manfrini hing damals eine schöne Copie des Porträts der unglücklichen Beatrice di Cenci. Es war das Bildniß der schönen Helena. Dasselbe goldschimmernde Haar, dieselben tiefen, wunderbaren Augen ohne bestimmte Farbe, dieselbe edle Stirn, die feingeschnittene Nase, der üppige, wunderschöne Mund. Nur der Ausdruck jener unendlichen, verzweiflungsvollen Trauer, der den Kopf der Cenci so hinreißend macht, fehlte — — heiterste Lebenslust strahlte aus ihren Augen, lächelte von ihren Lippen. — — Zuweilen nur verschleierte sich ihr Blick, zog eine Wolke über die weiße Stirn, — — ich wußte, daß sie dann an den geschiedenen Freund dachte, und ein seltsam wildes Gefühl, soll ich's Schmerz oder Zorn nennen, stand bei

ſolchem Anblick in mir auf. — Wozu Dir weiter Schritt um Schritt erzählen, — — unter Venedigs Himmel reifen die Gefühle ſchnell, und der Baum der Liebe trägt dort Blüthen und Früchte zugleich. — — Es war eine wilde Liebe — unſere Liebe — die Alles wagte und der Alles gelang — denn mit den Muthigen iſt ja das Glück. Und Glück brachten ſie, namenloſes, berauſchendes Glück jene Gondelfahrten nach Murano, jene gefährlichen, verſtohlenen Zuſammenkünfte in den Arcaden der Piazzetta, in der Vorhalle der Kirche der Maria Salute, auf den Maskenbällen in den Paläſten der vornehmen Venezianer — — denn ſie, die Gefeierte von allen — — und ich, der arme fremde Muſiklehrer, der junge, unbedeutende Schüler des gelehrten Franciscaners, waren unzertrennlich. — Zu tauſend Malen fragte ich ſie: »Warum liebſt Du mich?« Und ſie lachte mich mit ihren verführeriſchen Augen an und antwortete: Weil ich nichts Beſſeres zu thun weiß — und weil Du der Schönſte in ganz Venedig biſt!« — —

»Ach, wie wahnſinnig waren die Gedanken und Pläne, die damals zuweilen in meinem Kopfe aufſtiegen. Ich wollte ſie entführen — mit ihr fliehen, ſie auf meinen Armen hierher in dieſen verſteckten Winkel nach Arbon tragen und den Oheim bitten: »Verbirg uns Beide!« — Sie ſcherzte über dieſe Träume eines Schwärmers. — — »Wollt Ihre meine ganze Einrichtung und meinen Palazzo ſelber mitnehmen,

ſo bin ich es zufrieden,« ſagte ſie, »aber es darf kein Stück zurückbleiben, auch meine Gondel und Beppo, der Gondoliere, nicht, damit wir auf Eurem grünen See fahren können.« — — Der finſtere Marcheſe kümmerte ſich anſcheinend ſehr wenig um uns, aber Helena fürchtete ihn doch ſehr, während ich ſelbſt, ſo oft er mir begegnete, das Verlangen in mir aufkochen fühlte, ihn niederzuſtoßen. — — — — — — — —

»Ein Jahr flog in dieſem tollen Rauſche dahin: — mein Oheim lag im Sterben und verlangte mich noch einmal zu ſehen. — — Ich riß mich von Helena los. — »Auf ewig treu!« lautete ihr Abſchiedsſchwur, von Thränen und Küſſen begleitet. Ich eilte zu ihm, dem treuen Schützer meiner Jugend. — Ach! ſie zeigten mir ſein Grab, als ich ankam. — Der Schmerz und die wilde Haſt der Reiſe brachten mir ein ſchlimmes Fieber. Viele Wochen lag ich ohne Beſinnung. — Monatelang war ich ſchwach wie ein Kind — — dann aber brach ich auf nach Venedig in tödtlicher Angſt — denn alle meine Briefe nach Venedig waren ja ohne Antwort geblieben. —— Mein erſter Gang war in den Palaſt Strozzi. — — Er war geſchloſſen. — Ein alter Diener ſagte mir, daß ſein Herr auf viele Jahre mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen gegangen ſei — wohin wiſſe er nicht genau — zuerſt nach Rom, — dann vielleicht nach Neapel und Paris — — ſeit drei Monaten ſchon ſei er mit ihr abgereiſt. — —

»Halb sinnlos eilte ich zu meinem Lehrmeister. — — Ich fand ihn gefährlich erkrankt. »Mein Sohn, — die Heiligen wollen Dir helfen — — deine schöne Freundin hat Venedig verlassen. Tödte nun deine sündige Liebe, die mich schwer bekümmert hat, und bleibe bei einem Sterbenden,« sagte er, als ich ihm mein Herz geöffnet in meiner bittern Noth. — — Ich blieb bei ihm unter den furchtbarsten Qualen, wochenlang, bis er gestorben. — — Dann durchzog ich die Welt nach ihr — — ich hätte sie ja in der Hölle gesucht, wie konnte ich sie auf Erden wissen, ohne sie zu sehen. — — So lange das kleine Vermögen des guten Oheims reichte, konnte ich ja reisen, auch hier und da länger verweilen. Dann wanderte ich in immer bescheidenerer Weise und endlich durchzog ich mit einer Mandoline die Städte und Dörfer, ein armer bettelnder Sänger. — Die Familie der Strozzi in Italien ist groß — tausend- und aber tausendmal wurde ich irregeführt, getäuscht. Der Mühseligkeiten und Entbehrungen achtete ich nicht — — der eine Gedanke war ja quälender als äußere Noth und Körperschmerzen: Helena voll Gram, Helena um mich weinend und sich nach mir sehnend! — — — Laß mich Dir kurz Alles sagen. — — Ich fand Helena. — Wie lange ich hin- und hergestreift weiß ich nicht. — Aber es war in Paris bei einem Feste, das die junge Königin Maria Antoinette in Trianon gab, als ich sie an dem Arm eines jungen Mannes zuerst wiedersah, — im

ſtrahlendſten Schmuck, verführeriſcher, blendender als je. — — — »Seht die ſchöne Helena Strozzi, wie ſchnell hat ſie die Witwentrauer abgelegt,« hörte ich um mich her flüſtern. — — Ich drängte mich durch die Menge, vielleicht ſah ich ſeltſam wild aus in dieſem Augenblick — man wich ſcheu vor mir zurück. — Im Nu war ich an ihrer Seite — — und legte meine Hand auf ihren Arm. — — Sie ſah mich an — — einen Augenblick flog eine tödtliche Bläſſe über ihr Geſicht — ſie hatte mich erkannt. — Zu gleicher Zeit fühlte ich mich zurückgeſchleudert, — der Diener hatte den zudringlichen Bettler auf Befehl ſeines Herrn gefaßt. — Ich ſchlug ihn nieder. — »Kennt Ihr ihn?« hörte ich jetzt Helena's Begleiter fragen. — — »Laßt ihn in ein Hoſpital bringen, bis wir abgereiſt ſind,« antwortete ruhig die ſüßeſte Stimme der Erde, »es iſt mein ehemaliger Muſiklehrer, den die Liebe zu mir ein wenig toll gemacht. Ich hatte ihn nach Deutſchland zurückgeſchickt — — es iſt ein Wunder, daß er meine Spur gefunden.« — — — — Fünf Jahre war ich wirklich ein Wahnſinniger, Angelica — — nachher verlangte ich in den Orden der Mönche im Kloſter des St. Bernhard einzutreten. — — Die barmherzigen Brüder des Kloſters zum Herzen Jeſu, die mich mit rührender Geduld gepflegt, ließen mich hinbringen. — —

»Das iſt die Geſchichte der ſchönen Helena und des Bruders Vincenz. — Er hat beten gelernt zu der wun-

derthätigen Maria von Arbon um Vergeſſen — — bitte mit, Angelica, daß er es finde.« — — —

Und er fand es. An demſelben Tage, als Deutſchlands größte Malerin in Venedig in dem Zimmer ihres Vaters ihren erſten Brief an den Jugendgeſpielen begann, unter dem Läuten der Glocken von St. Marcus, legte die allbarmherzige Himmelskönigin ihm leiſe die Hand auf's kranke Herz und er genas auf ewig. —

Nach Jahren auf ihrer Rückreiſe nach England, als die Gattin Zucchi's, beſuchte Angelica wiederum Arbon und die theuren Gräber. Dann führte ſie ihren Mann unter den Nußbaum am See, wo das Schloß Conradins auftaucht in der Nacht zum erſten Mai. —

Schweigend ſchauten Beide auf den grünen, leiſe zitternden Waſſerſpiegel. — — »Und wenn das Zauberſchloß in dieſem Augenblicke wieder erſtände — — welchen Wunſch würde Angelica jetzt haben?« fragte der ernſte Mann weich, und zog die geliebte Geſtalt feſter an ſich. — —

»Keinen,« — antwortete ſie leiſe und ſah ihn an mit dem Lächeln einer Glücklichen.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

APR 2 1918

JUL 6 1918

Form 410